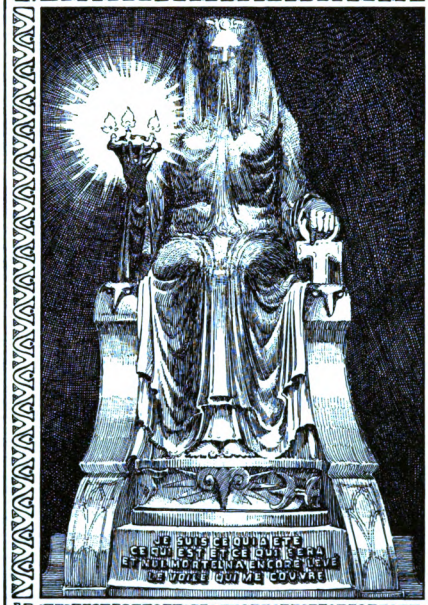
3 6105 120 086 066

ADA SCHNEE

Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika

HOOVER WAR COLLECTION

Digitized by Google



HOOVER WAR LIBRARY
STANFORD LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ada Schuee

Digitized by Google

Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika

von

Ada Schnee

HOOVER LIBRARY

1 9 1 8

Verlag Quelle und Meyer, Leipzig

Digitized by Google

DT440
S358

17357

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1918 by Quelle & Meyer, Leipzig.

HOOVER WAR LIBRARY

Altenburg, S.-A.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Digitized by Google

Vorwort.

Angesichts der gewaltigen Kämpfe an den Grenzen unseres Vaterlandes im Osten und Westen könnten die Ereignisse in unseren Kolonien manchem nur untergeordnet erscheinen. Trotzdem darf nicht verkannt werden, daß die Vorgänge in den Kolonien und insbesondere in Deutsch-Ostafrika von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Wir haben in Deutsch-Ostafrika nicht nur Ruhmestaten auf den Schlachtfeldern zu verzeichnen, sondern auch in politischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht bedeutende Erfolge erzielt. Abgeschnitten vom Mutterlande, haben wir unter Ausnutzung der Hilfsquellen des Landes länger, als zu erwarten war, durchgehalten.

Eine kleine Schar von Männern hat es verstanden, in den härtesten Kämpfen und unter den schwierigsten Verhältnissen den Ehrenschild Deutschlands hochzuhalten, so hoch, daß er über die ganze Welt leuchtet.

Will Deutschland eine Weltmacht bleiben, dann kann es die Kolonien nicht entbehren. Der Besitz von Deutsch-Ostafrika hat sich als eine Not-

Digitized by Google

wendigkeit erwiesen. Hier haben wir die aussichtsreichsten Möglichkeiten zu einer wirtschaftlichen Nutzbarmachung, von denen besonders die treue Ergebenheit der Neger und der Araber, das deutsche Ansehen und sein moralischer Einfluß nicht zu unterschätzen sind.

Diese Aufzeichnungen aus meinen Tagebüchern sollen einen kurzen Bericht darüber geben, wie wir seit Kriegsanfang in unserer Kolonie gelebt, gelitten und gekämpft haben. Nur schweren Herzens habe ich mich auf das Drängen vieler Freunde zur Veröffentlichung entschlossen und bitte die Leser um nachsichtige Beurteilung.

Im Juli 1918.

Ada Schnee.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Vorwort 5

Erstes Kapitel 9
Unsere ersten Kriegsnachrichten. — Beschießung von Daressalam. — Vernichtung des „Pegasus". — Schlacht von Tanga und von Longidoberg.

Zweites Kapitel 33
Große Beschießung von Daressalam und Vernichtung des Gouvernementspalastes. — Beschlagnahme des Schiffes „Adjutant". — Unsere ersten Blockadebrecher.

Drittes Kapitel 51
Die wirtschaftliche Leistung. — Die Chiningewinnung. — Geldprägung. — Schuhmacherei usw.

Viertes Kapitel 76
Unterbrechung der Ugandabahn. — Bukoba geplündert. — Gegen die Belgier im Westen. — Die Kriegserklärung Portugals. — Wird unsere Munition reichen?

Fünftes Kapitel 90
Der große Angriff. — Unser zweiter Blockadebrecher. — Der große Durchbruch an der Zentralbahn. — Ost von West getrennt.

Sechstes Kapitel 106
Die Besetzung von Tabora. — Die Schreckensherrschaft. — Mißhandlung der Schwarzen.

Digitized by Google

Seite

Siebentes Kapitel 132
Mein eigenes Schicksal. — Meine Eingabe. — Weihnachten. — Belgische Lügen. — Meine Kongoreise. — Ich weigere mich.

Achtes Kapitel 162
Meine Wertsachen werden mir weggenommen. — Unsere Truppen erobern Bismarckburg zurück. — Torpedierungsgefahr. — Ankunft in Falmouth. — In einem Londoner Hotel eingeschlossen. — Auslieferung nach Frankreich. — Meine Freilassung.

Digitized by Google

Deutsche Ostafrikas!

Der in Europa zweifellos ausgebrochene Kampf wird die schwersten Opfer von unseren Brüdern daheim fordern. Auch von uns wird erwartet, daß wir, obschon fern von der Heimat, den uns anvertrauten deutsch-ostafrikanischen Boden treu bis zum Tode behaupten.

Jeder tue seine Schuldigkeit für unseres Volkes Ehre!

Daressalam, den 5. August 1914.

Der Kaiserliche Gouverneur

Schnee.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Unsere ersten Kriegsnachrichten. — Beschießung von Daressalam. — Vernichtung des „Pegasus". — Schlacht von Tanga und von Longidoberg.

Wer hätte geglaubt, daß je ein europäischer Krieg auch nach Deutsch-Ostafrika übergreifen würde? Am allerwenigsten dachten wir Afrikaner daran. Wir waren mit Ausstellungsgedanken beschäftigt, als der Mord in Serajewo geschah. Wohl hielten wir politische Schwierigkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Serbien für möglich, aber an einen Weltbrand glaubten wir nicht im entferntesten. Da die Post von Berlin bis Daressalam drei Wochen unterwegs ist, so berührten uns die furchtbaren Ereignisse bis Anfang August nicht. Dann fing unser Funkenturm Kriegsgerüchte auf. Doch glaubten wir noch nicht, daß auch wir in der Kolonie dem Schrecken des Krieges so nahe seien, da von England gar nicht die Rede war. Nur das Verhalten der Kapflotte schuf uns einige Bedenken.

Für unser sonst so einförmiges Leben war jeder

Digitized by Google

Besuch eines Kriegsschiffes ein Ereignis, er gab doch immer Veranlassung zu Gastfreundschaft und frohen Festen. Die drei englischen Kreuzer fuhren jetzt zu unserem Befremden vor unserem Hafen in der Straße von Sansibar hin und her, kamen aber nicht nach Daressalam herein, um einen Besuch abzustatten, wie das üblich war. Unsere Frauen dachten an Feste, an Tanz und sonstige Vergnügungen und die Engländer an blutigen Krieg. Welche Gegensätze!

Ende Juli wollte mein Mann auf unserem Kreuzer „Königsberg" eine Dienstreise nach dem Süden der Kolonie unternehmen; er mußte den Plan aber nach einer Unterredung mit Kapitän Looff aufgeben. Ich traf den Kapitän auf der Schwelle, als er das Zimmer meines Mannes verließ, und ich war von seinem ernsten Gruße betroffen. Mein Mann teilte mir sofort mit, daß er nicht reise. Auf meine Frage: was denn los sei, antwortete er ernst und ausweichend: „Nichts!" Ich ahnte aber nichts Gutes. Ein lebhaftes Treiben auf der „Königsberg", die im Hafen von Daressalam lag und ihr Aussehen ganz verändert hatte, war das einzige Zeichen, daß etwas im Gange sei. Die Marine hat ihre besonderen Nachrichten.

Die „Königsberg" verließ den Hafen und be-

Digitized by Google

obachtete, daß sie immer in weiter Entfernung verfolgt wurde. Daß England sich am Kriege beteiligen wolle, glaubten wir aber noch nicht, und erst am 2. August wurde es uns klar, daß Gefahr im Anzuge war. Mein Mann wunderte sich, daß er bis dahin keine Kabelnachrichten aus Deutschland bekommen hatte, nicht einmal Antwort auf dienstliche Telegramme; klar wurde ihm die Sache erst, als unser Funkenturm die Meldung auffing: „Kriegsgefahr mit England, aber Kolonien ausgeschlossen." Da wir selbst kein Kabel besitzen, geht der telegraphische Verkehr über Sansibar und die englischen Kabellinien. Von unserm Konsul in Sansibar erhielten wir auch keine Nachrichten. Am 2. August kamen unsere letzten Schiffe, der „Feldmarschall" und der „König", abgeblendet, ohne Sansibar berührt zu haben, herein. Die „Tabora" war, vom Süden kommend, schon ein oder zwei Tage vorher eingetroffen; sie hatte ihren gewöhnlichen Weg zurückgelegt und war in Sansibar gewesen, um Passagiere und Ladung einzunehmen. Auch unsere Leute, der Vertreter der Deutsch-Ostafrika-Linie und der Vertreter der Firma O'Swald & Co. waren drüben und hatten nichts bemerkt. Beide Herren wußten nach ihrer Rückkehr weiter nichts als das Geschwätz der Schwarzen, daß mehrere

Digitized by Google

Geschütze zum Hafen gebracht und eingebaut seien.

Der „Markgraf" war auch in Tanga eingetroffen. Er enthielt ebenso wie die übrigen Schiffe wertvolle Ladungen für alle afrikanischen Häfen. Die kleine „Möwe", unser Vermessungsschiff, fuhr auf der Reede hin und her, und die „Königsberg", klar zum Gefecht, war schon fort.

Nach furchtbarer Spannung und Ungewißheit fing endlich unser Turm am 5. August morgens 6 Uhr die aufregende Nachricht auf „England hat Deutschland den Krieg erklärt". Ich werde diesen Tag nie vergessen. Als ich im Begriff war auszureiten, rief mir mein Mann zu: „Schicke mir bitte sofort Major Keßler." Dieser war der stellvertretende Kommandeur, da Oberst von Lettow-Vorbeck sich im Innern der Kolonie auf einer Dienstreise befand. Hauptmann Freiherr von Hammerstein, der frühere Adjutant meines Mannes, war soeben von Udjidji heruntergekommen, um seinen früheren Dienst für die Ausstellung aufzunehmen. Er ritt sonst jeden Morgen mit uns aus und hatte sich an diesem Morgen etwas verspätet, oder war ich früher als sonst zur Stelle? — Kurz ich ritt allein. Am Strande traf ich Major Keßler und übermittelte ihm meines Mannes Botschaft mit der

Digitized by Google

furchtbaren Nachricht. Er grüßte kurz, machte mit seinem Pferde kehrt und galoppierte davon. Als ich nach Hause kam, herrschte dort lebhaftes Kommen und Gehen, das Tag und Nacht andauerte.

Der nachstehende Aufruf wurde bald ausgegeben und überall angeschlagen:

Deutsche Ostafrikas!

Der in Europa zweifellos bereits ausgebrochene Kampf wird die schwersten Opfer an Gut und Blut von unseren Brüdern daheim fordern. Auch von uns wird erwartet, daß wir, obschon fern von der Heimat, den uns anvertrauten ostafrikanischen Boden treu bis zum Tode behaupten.

Jeder tue seine Schuldigkeit für unseres Volkes Ehre!

Daressalam, den 5. August 1914.

Der Kaiserliche Gouverneur
Schnee.

Mein Mann dachte nicht daran, sich niederzulegen, da ihn fortwährend Leute zu sprechen wünschten. Für mich gab es auch keine Ruhe mehr, es kam mir wie ein Traum vor, daß wir mit England im Kriege liegen sollten. Dies wollte mir um so weniger in den Kopf, da ich englisch-irischer Abkunft bin. Meine Mutter stammte aus Tipperary

Digitized by Google

in Irland, mein Vater aus Birmingham in England.

Die Männer, denen unser Schicksal anvertraut war, waren mein Mann, der Gouverneur Dr. Heinrich Schnee, in dessen Händen die Leitung der ganzen Kolonie lag, und Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck, Kommandeur der Schutztruppe.

Der Gouverneur, damals ein Mann von 42 Jahren, war von mittlerer Größe, schlank und sehnig, durch Sport gestählt, dunkelblond, glatt rasiert bis auf den Schnurrbart. Graue, weit schauende Augen sprachen von Zurückhaltung, aber äußerster Liebenswürdigkeit. Bescheiden trifft er nach ruhiger Erwägung seine Entschließungen, zeigt aber nach dem Erkennen der Gefahren eisernen Willen und starke Energie. Im ganzen ein Mann, der einem Respekt und Vertrauen einflößt.

Der um ein Jahr ältere Kommandeur ist groß, ebenfalls schlank, sehnig, blond und auch glattrasiert bis auf den Schnurrbart. Er besitzt blaugraue Augen, wovon das eine während des Aufstandes in „Südwest" die Sehkraft verlor. Das ist aber nur bemerkbar, wenn man mit ihm reitet oder links von ihm sitzt. Er ist kein Mann für Frauen und fühlt sich am wohlsten auf Safari[1]

[1] Reisen durch die Kolonie.

Digitized by Google

oder im Felde. In allem sehr anspruchslos, ist er ein richtiger Draufgänger.

Mein Mann rief den Kommandeur sofort zurück. Unser Dock, unser wunderschönes Dock, worauf wir so stolz waren, mußte im Eingang des Hafens versenkt werden. Das geschah noch in jener Nacht. Mit Rücksicht auf die vielen Frauen und Kinder und unsere Schiffsladungen, die jetzt von unabsehbarem Wert für uns vom Heimatlande völlig Abgeschnittene waren, entschloß sich mein Mann, die Küstenplätze für offene Städte zu erklären. Zur Aufrechterhaltung der Postverbindung schickte er von Udjidji am Tanganjika-See den jungen Adjunkt des Bezirksamtmannes, Dr. Dieterich, nach dem belgischen Kongo. Dieser brachte uns, nachdem er von den Belgiern gefangengenommen worden und ihnen wieder entwischt war, die für uns so verhängnisvolle Botschaft, daß wir auch mit Belgien im Kriege ständen. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, hatte er den Tanganjika-See mit einem Einbaumboot der Eingeborenen 24 Stunden lang ohne Speise und Getränke durchqueren müssen.

Die Belgier, die sich bei uns befanden, waren vollständig frei, sie bekamen die Erlaubnis, das Land sofort mit allen anderen feindlichen Angehörigen und Neutralen zu verlassen und er-

Digitized by Google

hielten ſogar eine Entſchädigung von 8 Rupien, das ſind ungefähr 10 Mark für den Tag. Zu-

Deutſch-Oſtafrika.

nächſt wurde überhaupt niemand interniert. Mit Erlaubnis meines Mannes kam ein Schiff von Sanſibar, um alle Feinde und Neutralen abzuholen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kaiserlicher Gouverneur von Deutsch-Ostafrika

Digitized by Google

General v. Lettow-Vorbeck

Digitized by Google

Digitized by Google

In Buddu, westlich des Viktoriasees waren die Engländer sofort eingebrochen. Die Ugandaleute wollten unser Land vom Kagera aus erobern. Dort nahmen sie unsere Zivilisten und ihre Familien gefangen und führten sie weg. Damit begannen die ersten feindlichen Taten in Deutsch-Ostafrika. Wir wurden angegriffen!

Am 5. August war der „König" mit Kohlen für die „Königsberg" ausgefahren; er wurde indes bei der Ausfahrt schon hinter Makatumbe, wo ein englisches Kriegsschiff verborgen lag, angeschossen, so daß er schleunigst kehrt machte und nach einiger Zeit seinen früheren Platz im Hafen wieder einnahm. Inzwischen war der Kommandeur, Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck, eingetroffen und mit unserer Truppe nach Pugu zurückgegangen. Alle Zivilisten wurden, wie in der Heimat, eingezogen, das Material wurde abtransportiert, die Schiffe allmählich entladen, Lebensmittel ins Innere geschafft und alle Vorbereitungen, die wir mit unseren einfachen Mitteln leisten konnten, getroffen. Unser Vermessungsschiff, die „Möwe", war von seinem Kapitän versenkt worden. Die auf ihm befindlichen schönen Möbel schwammen im Hafen herum, und das Schiff war bei klarem Wetter auf dem Grunde zu sehen.

Am 8. August frühmorgens erschienen auf der

Digitized by Google

Reede die zwei Schiffe der Kapflotte, der „Pegasus“ und die „Astraea“. Allmählich kamen sie heran und ankerten gerade vor unserem Hause und dem Hospital. Die Aufregung in der Stadt war ungeheuer. Weiße und Schwarze liefen am Strande entlang, keiner wollte seinen Augen trauen. Es schien wirklich wie ein schlimmer Scherz. Wir wenigen weltabgeschlossenen Deutschen konnten doch unmöglich mit dem Kriege in Europa etwas zu tun haben. Aber bald mußten wir es glauben!

Die feindlichen Schiffe begannen Salven abzugeben. Die weiße Fahne wehte auf dem Signalmast; mein Mann hatte angeordnet, daß unser Funkenturm gesprengt werde. Das war aber noch nicht geschehen. Die Kriegsschiffe schossen daher weiter; die Schwarzen wurden wütend und riefen „Burra, Burra“ (d. h. Um nichts).

Wir Deutsche waren vor Erstaunen und Überraschung sprachlos. Einige Frauen und Kinder flohen ins Hospital. Auf unserm Balkon sahen wir dem Angriff auf unsere friedliche Stadt zu; ich muß gestehen, mit klopfendem Herzen. Einige Schüsse gingen über unsere Köpfe hinweg. Wir standen wie gebannt, es war unheimlich; zuerst zuckte ein Blitz aus den Geschützen auf, dann erfolgte der Knall und endlich das Pfeifen.

Digitized by Google

Der Funkenturm fiel, von unsern eigenen Leuten gesprengt. Nach seiner Zertrümmerung hörte das Schießen auf. Wir hatten die Feuertaufe empfangen. Daressalam war aus seiner schläfrigen tropischen Ruhe aufgerüttelt und stand im Weltkriege.

Als die Parlamentäre der Engländer im Boote einfuhren, war mein Mann schon abgereist. Ich begleitete ihn zur Bahn; unterwegs nahmen wir den Postdirektor Rothe mit, der ebenfalls abfuhr. Er empfing die Meldung auf dem Bahnhofe, daß der Funkenturm abseits des Maschinenhauses gefallen war und zwar in zwei Stücke zertrümmert. Solch Leben und Treiben, wie auf dem Bahnhofe herrschte, hatte Daressalam noch nicht gesehen. Alle Stewards und das ganze Personal unserer drei Passagierdampfer waren im Begriff, sich zur Truppe zu begeben. Die armen Leute trugen als Ausrüstung nur eine rote Wolldecke über der Schulter. Der Vertreter meines Mannes empfing den englischen Kapitän Turner vom „Pegasus", der sich, wie ich hörte, gut benahm. Er erklärte, daß sein Ziel nur der Funkenturm gewesen sei. Da dieser zerstört war, gab er sich zufrieden und fuhr wieder ab. Die „Tabora" wollte er als Lazarettschiff anerkennen, denn wir hatten das Schiff wegen Wohnungs-

Digitized by Google

not und Mangel an Betten zum Lazarettschiff eingerichtet. Turner genoß, obwohl er jetzt als Feind erschien, den Ruf eines Ehrenmannes. Er hatte deutsche Verwandte, und viele deutsche Kapitäne von der Deutsch-Ostafrika-Linie waren ihm befreundet. Seine Pflicht zu erfüllen, wurde ihm, wie man sah, oft schwer.

Nach der Abreise meines Mannes blieb ich in Daressalam zurück, um die Wohlfahrtseinrichtungen zu leiten. Täglich hielt ich im Palais Sitzungen für das Rote Kreuz und zur Verteilung von Liebesgaben ab; später begründete ich eine Unterstützungskasse für Hinterbliebene.

In Daressalam und Tanga hatten wir nur Hospitäler für ungefähr 50 Personen. Wir mußten also energisch ans Werk gehen und für unsere Truppen große Lazarette einrichten. Zuerst errichteten wir ein sehr großes in Morogoro, da dieser Ort als Knotenpunkt der Hauptetappen einen lebhaften Verkehr erwarten ließ. Die Aufgabe wurde uns dadurch erleichtert, daß wir die Gebäude des Ausstellungsgeländes dorthin verlegen konnten. War dies auch mit großen Schwierigkeiten verbunden, so gingen die Arbeiten doch gut vonstatten. Bis zur feindlichen Besetzung hatte ich für unsere Wohlfahrtseinrichtungen alles

Digitized by Google

in allem an 300000 Mark von einer Bevölkerung von ungefähr 7000 Deutschen gesammelt.

Am Njassa-See verloren wir am 14. August den Dampfer „Hermann von Wißmann". Der Kapitän lag ruhig in seinem Bett im Sphinx-Hafen, als er eines Morgens in englischer Sprache gebeten wurde, heraufzukommen. Da er vom Ausbruch des Krieges noch nichts wußte, glaubte er anfangs, er bekäme Besuch und freute sich darauf, wie es so koloniale Art ist. Höchst überrascht war er aber, als die Engländer ihn kalt begrüßten und sagten, „er wäre gefangen". Er glaubte wirklich, es sei nur ein Scherz.

Ohne ernstlichen Schaden wurde am 28. August Bagamojo bombardiert. An diesem Tage waren wir, meine Cousine, meine Freundin und ich, nach Pugu gefahren und tranken, als die Meldung kam, bei von Lettow-Vorbeck im Feld eine Tasse Tee. Kuchen dazu hatten wir mitgebracht. In Bagamojo hatten die Engländer unser kurzes Kabel, das uns mit Sansibar verband, zerschnitten. Als der Parlamentär der Engländer landen wollte, marschierte Oberleutnant von Chappuis zufällig durch Bagamojo nach dem Norden. Der Engländer fragte den Stationsleiter Michels, was denn das für ein Offizier wäre und was er hier täte. Wahrheitsgemäß antwortete dieser,

Digitized by Google

daß es ein Leutnant mit einer Kompagnie sei. „Na na," sagte der Engländer, „das weiß ich besser. Sie haben sicher mindestens 1000 Mann, um mich anzugreifen. Adieu!" Er machte kehrt und fuhr mit seinem Boote wieder ab.

Unsere „Möwe-Leute" saßen in Kogoma und beschädigten am 22. August die belgischen Dampfer am Tanganjika-See. Es folgte dann noch eine Reihe kleinerer Gefechte. Am Kilimandscharo wurde am 29. August das erste Gefecht im Norden durch eine Patrouille eröffnet.

Obwohl Stabsarzt Dr. Schumacher die Fahne des Roten Kreuzes zeigte, wurde er zu Anfang September bei einem Verwundetentransport überfallen und erschossen. Dieses Vorgehen empörte meinen Mann derart, daß er sofort bei dem englischen Gouverneur protestierte.

Das Gefecht bei „Kissi" war für uns nicht günstig, wir verloren dort unter Hauptmann Bock von Wülfingen viele Deutsche. An der Küste nördlich von Tanga, an der englischen Grenze, hatten wir ebenfalls Gefechte. Überall an den Grenzen entwickelten sich Patrouillengefechte, die wir aber alle abschlugen. Nur am Kagera setzten sich die Engländer fest.

Nach der Zertrümmerung des Turmes ging unser Leben in Daressalam so ruhig hin, wie es

Digitized by Google

eben unter Kriegsverhältnissen sein konnte. Wir gewöhnten uns bald an die häufigen Besuche der Engländer, sogar daran, daß sie an Land kamen und in das Hotel Kaiserhof gingen, um gutes, kaltes deutsches Bier zu trinken. Die Nachrichten von Nauen fingen wir in Kamina in Togo auf, nachdem die Station Kamina längst gefallen war; dies war durch eine Erfindung der Post möglich, weil wir Kokosbäume benutzten und infolgedessen keinen Turm mehr nötig hatten. Unsere Deutschen in der Kolonie verfolgten mit Spannung die Vorgänge in Europa, sie feierten beinahe jeden deutschen Sieg in der Heimat und waren außer sich vor Freude und Stolz. Am liebsten wäre jeder mit nach Paris marschiert. Damals freuten wir uns über den italienischen Konsul, der nicht genau wußte, ob Italien mit oder gegen Deutschland gehen würde. Lautete die Meldung: „Italien wird wahrscheinlich mit der Entente gehen", dann war der Konsul krank und lag zu Bett. Hieß es aber: „Selbstverständlich wird Italien auf seiten seiner Verbündeten sein", dann stand er auf, ging spazieren und grüßte seine deutschen Freunde und Bekannten zuversichtlich und freundlich.

Im September und Oktober richtete unsere „Königsberg" sehr viel Schaden und Unheil unter

Digitized by Google

der englischen Flotte im Golf von Aden an. Während der Monsunzeit war es dem Kreuzer oft unmöglich, im offenen Meere zu kohlen, so daß er daran denken mußte, bis zum Eintritt des schönen Wetters einen Zufluchtsort aufzusuchen. Er vernichtete in dieser Zeit den englischen Kreuzer „Pegasus" vor Sansibar, wobei Kapitän Turner das Leben verlor. Den Bewohnern von Sansibar jagte die Vergeltung für Daressalam großen Schrecken ein. Die weiße Fahne wurde gehißt, und die meisten Einwohner zogen mit Hab und Gut nach dem Innern der Insel.

Die „Königsberg" verbarg sich inzwischen im „Rufidji"-Fluß, bis sie Kohlen von uns bekommen konnte. Das Aufsuchen des Kreuzers kostete den Engländern großen Aufwand an Kriegsschiffen und Munition. Millionen sind an der deutsch-ostafrikanischen Küste verschossen worden. Zeitweise waren 6 bis 10 Kreuzer auf der Suche nach dem einen deutschen Schiff. Dabei erinnere ich mich einer kleinen Geschichte. Als die „Königsberg" über Weihnachten dort lag, empfing sie einen Funkspruch nach dem geheimen Kodex auf Deutsch: Guten Tag, fröhliche Weihnachten und glückliches Neujahr. Auf baldiges Wiedersehen! Die „Königsberg" funkte nach dem geheimen Kodex auf Englisch zurück: „Thanks awfully for your

Digitized by Google

wishes and greetings which we return. If you wish to see us, we are always at home."

Bis zum 4. Juli 1915 gelang es der „Königsberg", den Feind trotz der größten Anstrengungen und vieler Versuche vom Eindringen in den Fluß abzuhalten. Vier Kriegsschiffe, die „Weymouth", die „Astraea", der „Pyramus" und die „Hyacinth" mit 3 Hilfskreuzern und 12 Walfischfängern aus Kapstadt lagen vor der Mündung. Endlich drangen zwei flachgehende, stark gepanzerte Monitore von 1200 Tonnen, der „Severn" und der „Mersey", die ursprünglich für die Amazonfahrt gebaut waren, in den Fluß und vernichteten den braven kleinen Kreuzer. Zwei Flieger leiteten das Feuer der Kriegsschiffe; einen davon konnte die „Königsberg" abschießen. Als der Kommandant sah, daß nichts mehr zu retten war, sprengte er sein Schiff. Man rettete aber die Geschütze ans Land, die uns dann bei unserer Verteidigung noch große Dienste geleistet haben.

Von unermeßlichem Werte waren unsere Lazarette, die wir dort zur Aufnahme der Verwundeten und Kranken eingerichtet hatten. Der Kapitän schrieb mir: „Die Rettung vieler wäre ohne diese Hilfseinrichtung undenkbar gewesen; wir hätten ohne sie sehr viele wertvolle Leben verlieren müssen." Bei den Kämpfen hatten die armen

Digitized by Google

Seeleute alles eingebüßt. So gut wir konnten, halfen wir ihnen mit Liebesgaben. Nach und nach erholte sich die Besatzung wieder und kam zur Landverteidigung. Viele unserer braven Krieger litten an Malaria, Typhus, Dysenterie usw., Krankheiten, für die die sumpfige Gegend von Rufidji besonders günstig war. Als wir die Nachricht von der Vernichtung der „Königsberg" erhielten, herrschte bei uns große Aufregung und Trauer, waren doch unsere Gedanken ständig bei unserem tapferen Kreuzer und seinem Kommandanten gewesen. Schwerverwundet erzählte er uns später bei seinem Besuche in Tabora die näheren Einzelheiten des ruhmvollen Kampfes. Er wurde nachher zum Kommandanten von Daressalam ernannt. Die Marinebesatzung bekam „Eiserne Kreuze", worüber sie sehr erfreut war; nur die „Möwe"-Leute hatten bis dahin nichts tun können, um sich die so begehrte Auszeichnung zu verdienen. Die Stimmung unserer Truppen im Felde war recht gedrückt darüber, daß ihnen das „Eiserne Kreuz", nach dem jeder strebte, noch vorenthalten blieb.

Als Antwort auf den Buddu-Einbruch hatten unsere Schützenvereine in Usambara in ihrem großen Tatendrange eine Kolonne nach Taveta geschickt und es besetzt, da es eine wichtige Wasser-

Digitized by Google

stelle in der Wüste jenseits des Kilimandscharo war. Unsere Hauptmacht unter von Lettow-Vorbeck ging nun nach dem Norden. Die Zentralbahn von Daressalam zum Tanganjika-See und die Etappenleitung in Morogoro hatte der General Wahle unter sich.

Der letztere ist ein jugendlich frischer sächsischer General, der kurz vor Ausbruch des Krieges in Dresden seinen Abschied nahm und mit dem letzten Schiff, dem „Feldmarschall", in Daressalam eintraf, um seinen Sohn, den jungen Pflanzer Wahle, zu besuchen. Er stellte sich meinem Manne sofort zur Verfügung. Mit demselben Schiff waren auch der frühere Reichstagsabgeordnete Dr Arning und viele Gäste zur Ausstellung eingetroffen, die man Mitte August hatte eröffnen wollen. Auch eine mir befreundete Dame war mitgekommen, um eine Reise um Afrika zu machen. Sie schilderte mir sehr lebhaft die unheimliche dunkle Fahrt von Tanga nach Empfang des Telegramms „Kriegsgefahr".

Von Lettow-Vorbeck hatte eben alles am Kilimandjaro eingerichtet, als der Angriff auf Tanga erfolgte. Am 1. November erschienen 13 Schiffe vor Tanga und landeten ungefähr 8000 englische und indische Truppen. Hauptmann Baumstark lag mit seiner Kompagnie dort und empfing den

Digitized by Google

ersten feindlichen Stoß. Von Lettow-Vorbeck eilte von Moschi herunter ihm mit etwa 1000 Leuten zu Hilfe. Die Fahrt dauerte einen Tag. Die Engländer schifften sich bei Mondenschein aus, und zwar auf der Landzunge Ras Kasone. Man sah, wie die englischen Offiziere beim Ausschiffen die Inder mit Pistolen und Stöcken von den Schiffen heruntertrieben. Die Inder wollten nicht kämpfen, wie die Gefangenen selbst erzählten. Die Schlacht dauerte drei Tage. Von Lettow-Vorbeck war in seinem Element, denn Landungsversuche waren sein Sonderfach. Am zweiten Tage stand die Schlacht schwierig für uns. Aber Major Kepler rollte mit seinen drei Kompagnien, von rechts kommend, die feindliche Linie auf und beschoß die Engländer in ihren Schützengräben von der Seite her mit Maschinengewehren. Die Gräben füllten sich mit Leichen, und die Engländer erlitten eine furchtbare Schlappe, bei der sie gegen 1200 Mann verloren. Unsere Verluste waren verhältnismäßig gering. Leider ist hier unser afrikanischer Held aus der „Wißmannzeit", Tom von Prince, gefallen. Unser Hospital bekam von dem englischen Kriegsschiff „Fox", einen Volltreffer, so daß es geräumt werden mußte. Unsere Artillerie bestand nur aus einem alten, von Krupp geschenkten Ge-

Digitized by Google

schütz, das im Frieden täglich den 12-Uhr-Salutschuß vor der Boma[1] abfeuerte. Und doch schoß es mit dazu angefertigten Granaten das feindliche Mutterschiff in Brand, so daß es gezwungen war, weit in die See hinauszugehen. Von Lettow-Vorbeck und Hammerstein wagten eine Erkundungsfahrt mit Fahrrädern in die englischen Linien; sie wurden sogar angerufen und gaben Antwort. Ein Wunder, daß man sie nicht gefangen nahm! Tanga selbst lag voll von Leichen junger Engländer. Durch die tropische Hitze trat die Verwesung sehr schnell ein, so daß, bis alle begraben waren, ein furchtbarer Leichengeruch über der Stadt lag. Die Begeisterung unserer Schwarzen war ungeheuer. Sie verachteten die Inder, die entweder nicht kämpfen wollten oder feige waren. „Wir sind die Löwen, ihr seid die Ziegen," sagten sie zu diesen. „Hat man je gehört, daß Löwen von Ziegen besiegt wurden?"

Unser Materialgewinn betrug über eine Million Mark. Unter anderem wurden 300 Gewehre, 8 Maschinengewehre und eine halbe Million Patronen erbeutet. Das war mehr als unsere Truppe bis dahin verschossen hatte. Wertvolle Ausrüstungsgegenstände fielen ebenfalls in unsere

[1] Bezirksamt. Im weiteren Sinne jede Art von Umzäunung.

Digitized by Google

Hände. Bei dieser Expedition, die von Indien ausging, waren der neue für Deutsch-Ostafrika bestimmte englische Gouverneur, der neue Oberrichter und der Leiter des Eisenbahnwesens an Bord. Sie hatten auch Lokomotiven für den Weiterbetrieb unserer Bahnen mitgebracht, da unsere Spur dieselbe Breite hat wie die in Mombasa in Englisch-Ostafrika.

Auf dem Schlachtfelde fand man einen in mehreren Exemplaren gedruckten Bericht, der den englischen Konsul King zum Verfasser hatte und genaue Nachrichten über die Verhältnisse in unserer Kolonie enthielt. Er hatte nur zu gut gearbeitet, denn in diesen „Field Notes on German East Africa“ waren die offenherzigen und gutmütigen Biertischplaudereien der Deutschen und ihr Hang zur Kritik gut gegen uns benutzt. Die Schuld lag freilich an unseren deutschen Bewohnern, die ihm selbst alle Aufklärungen gegeben hatten. Hätte man seiner nachher in Daressalam habhaft werden können, so wäre es ihm übel ergangen. Am 4. November mußten die zurückgeschlagenen Engländer abziehen und bekamen die Erlaubnis, ihre Verwundeten mitzunehmen. Da die Engländer ihre Schlappe in Sansibar nicht zeigen wollten, brachten sie die schwer verwundeten Inder nach der Insel Pemba. Die Nieder-

Digitized by Google

lage wurde aber trotzdem an der Küste überall bekannt. Auch in Portugiesisch-Ostafrika wußte man davon, ebenso sprach man im südafrikanischen Parlament offen über den Fehlschlag.

Nach diesen Kämpfen waren wir in Daressalem sehr aufgeregt, weil wir glaubten, die Engländer würden aufs neue eine Landung in Daressalam versuchen.

Zur selben Zeit wurde oben am Longidoberg nördlich des Kilimandjaro ein englischer Angriff mit etwa 350 ostafrikanischen Reitern unternommen, den jedoch Major Kraut mit einigen Kompagnien nach 15½ Stunden anstrengenden Kampfes glänzend abschlug. Der Feind floh unter Zurücklassung einiger Maultiere und Ausrüstungsgegenstände nach Erok zurück. Wir kämpften hier etwa 450 Mann stark gegen eine Übermacht von 1500.

Sowohl die Deutschen wie die Schwarzen fochten mit der größten Tapferkeit. Beinahe alle Deutschen hatten sich als Freiwillige gestellt, denn jeder wollte den teuren Boden seiner neuen Heimat verteidigen.

Major von Langenn-Steinkeller erzählte mir aus seinem Karongagefecht folgende Geschichte. Der alte Sol seiner Kompagnie sollte nicht ins Feld gehen, sondern Rekruten ausbilden. Er fühlte sich

Digitized by Google

aber dadurch in seiner Soldatenwürde so verletzt, daß er es durchsetzte, mitzugehen. Im Gefecht stand er immer frei, und als der Unteroffizier zu ihm sagte, er solle sich besser gegen Sicht decken, antwortete er: „Unser Kaiser hat mir jetzt über 20 Jahre stets meinen Lohn für Essen und Trinken (Chakula) bezahlt, und wenn Gott will (inshallah), werde ich für ihn heute fallen.“ Dies war der Geist, der überall herrschte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Große Beschießung von Daressalam und Vernichtung des Gouvernementspalastes. — Beschlagnahme des Schiffes „Adjutant". — Unsere ersten Blockadebrecher.

Nachdem an zwei Stellen die Angriffe der Engländer fehlgeschlagen waren, hatten wir einige Zeit Ruhe. Am südwestlichen Teile des Tanganjika-Sees erbeutete Leutnant Haßlacher in einem erfolgreichen Gefecht eine Menge Telegraphenmaterial im Wert von 700000 Mk., das für uns von großer Bedeutung war. Der Postdirektor sowie mein Mann waren hierüber höchst erfreut, denn wir brauchten dringend eine Telegraphenlinie nach Neulangenburg. Nun konnten wir sie bauen.

Mit der Zeit gewöhnten wir uns an die englischen Besuche und die Beschießung von Daressalam. Uns war inzwischen mitgeteilt worden, daß die „Tabora" nicht als Hospitalschiff anerkannt werden könnte.

Anfang November beschossen die Engländer wieder den Hafen und die darin liegenden Schiffe.

Digitized by Google

Einige Wochen später erschienen auf der Reede die beiden Schlachtschiffe „Goliath“ und „Fox“ mit zwei kleineren Schiffen. Diese durften nach einem Abkommen mit Regierungsrat Humann ein Boot in den Hafen schicken, um nach den dort als Prisen erklärten Schiffen zu sehen. Sie schickten aber noch zwei andere gepanzerte Boote mit. Beim Erscheinen des dritten eröffneten wir auf das Boot Maschinengewehrfeuer, das die Kriegsschiffe erwiderten. Ihr Feuer richtete sich hauptsächlich gegen den Gouvernementspalast. Es wurde vollständigin Brand geschossen. Außer den wenigen Sachen, die ich in Morogoro mit hatte, verlor ich dabei alles, was ich besaß. Wir waren daher gezwungen, uns nachher Kleider aus Stoffen der Eingeborenen zu nähen. Da der Inder weißen Mull für den Eingeborenenhandel führt, war dies nicht so schlimm wie es klingen möchte, aber schön war es auf keinen Fall. Am schwersten ließen sich die Strümpfe ersetzen. Der Verlust der mir lieb gewordenen Einrichtung, meiner Bilder, meines Silbers, meiner Wäscheschränke und Teppiche traf mich zwar recht schmerzlich, aber es war ein Trost, daß kein Menschenleben dabei verloren ging; freilich wäre beinahe meine Kusine durch den ersten Schuß getötet worden. Die Wut der Feinde war so groß, daß sie 400 Schuß

Digitized by Google

von 30 cm Kaliber auf das unschuldige Gebäude abgaben; nur wenige hätten genügt, das 20 Jahre alte Haus zu vernichten.

Die beiden ersten Boote fuhren zu den Schiffen und sprengten dort die Maschinen mit Dynamit. Hierbei waren der Leutnant Kommandeur Patterson vom „Goliath" und seine Leute über den schönen Wein auf dem „König" so entzückt, daß sie alles andere vergaßen, und es gelang Leutnant Soete mit zwei Mann, die noch darauf befindlichen 15 Mann gefangenzunehmen. Diese hatten sich unten in der Kabine so betrunken, daß sie gar nicht wußten, was vorging. Sie hoben die Hände und gaben sich gefangen.

Einige von uns wurden als Gefangene von den Schiffen fortgeführt, sogar die Stewardeß und ihr Papagei. Die beiden schickte man uns nach mehreren Wochen zurück.

Der Beschießung folgte die Bestrafung von Daressalam. Nur geringer Schaden wurde dabei angerichtet, weil der Feind vom Hafen aus zu wenig erkennen konnte. Infolgedessen gingen viele Schüsse fehl und fielen auf offenes Feld. Auch die Kokosbäume schützten uns vorteilhaft, da an ihnen viele Granaten explodierten, bevor sie ihr Ziel erreichten.

Am 29. November signalisierte der Feind, wir

Digitized by Google

sollten ein Boot schicken. Dies taten wir nicht und gaben auch keine Antwort. Mein Mann hatte Daressalam zwei Tage vorher dem General Wahle zur etwaigen militärischen Verteidigung übergeben, als ich bei meinem Mann in Morogoro zu Besuch war. Ich selbst war etwas erschöpft und hatte Daressalam der großen Hitze wegen auf einige Tage verlassen.

General Wahle und mein Mann kamen sehr spät zu Tisch, und ich wußte nichts von dieser Maßnahme, da mein Mann früher mit dem General gesprochen hatte. Andernfalls hätte ich Gelegenheit gehabt, Anordnung wegen meiner Wertsachen, Wäsche und Kleidung zu treffen. Aber Frauen haben kein Recht auf solche Geheimnisse, solange sie nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangt sind. So erfuhr ich erst alles am folgenden Tage, als es zu spät war. Wahle war inzwischen nach Daressalam zurückgekehrt, aber mein Mann verbot mir zu telegraphieren, und die Postzüge gingen nur jeden zweiten Tag. Ich durfte auf keinen Fall etwas äußern oder tun, was die Bevölkerung beunruhigen konnte, denn damals herrschte in der Kolonie hochgespannte Nervosität.

Zudem hatten wir mit Nachdruck an unseren Lazarettsachen für Tanga und den Norden zu arbeiten.

Digitized by Google

Daressalam war unsicher geworden, und die ohnehin nervösen Frauen konnten es dort nicht länger aushalten. Viele Frauen und Kinder flüchteten in das Innere, wo sie nur schwer untergebracht werden konnten, da wenige Häuser und keine Moskitonetze vorhanden waren. Manche Kinder starben infolgedessen an Malaria. Ein trauriger Zwischenfall ereignete sich in diesen Tagen in Daressalam. Wir hatten in der Kolonie zwei Flugzeuge, die oft zerbrachen, aber immer wieder in der Eisenbahnwerkstatt ausgebessert wurden. Der Führer der Daressalamer Apparate, Oberleutnant Henneberg, fuhr eines Tages bei einer Probefahrt gegen einen Kokosbaum. Er verunglückte und starb sofort. Sein Beobachter wurde ebenfalls schwer verwundet und die Maschine vollständig zertrümmert. Der andere Apparat war schon vorher in Moschi verunglückt. Nach der Beschießung hatten wir wieder Ruhe; nur kleine Vorpostengefechte fanden überall statt.

Am 12. Januar 1915 wurde die kleine Insel Mafia von den Engländern besetzt. Der frühere englische Konsul Norman Ring soll auch dort die Verwaltung geführt haben. Unsere gefangenen Leute sowie alle Deutschen aus Britisch-Ostafrika und Sansibar wurden von den Engländern nach Indien gebracht.

Digitized by Google

Am 18. und 19. Januar versuchten die Engländer, auf dem Landwege von der Küste her durch ein Blockhaussystem nochmals nach Tanga zu kommen. Das sollte ihnen jedoch ebensowenig gelingen wie alle anderen Versuche. Von Lettow-Vorbeck warf hier neun Kompagnien und vertrieb sie. Vier Kompagnien wurden gefangengenommen, 350 Gewehre und 60000 Patronen erbeutet.

Unsere Verluste bei Jassini waren schwer, wir verloren 19 Deutsche. Der Feind aber büßte 500 Gefangene und 200 Tote ein. Hier fielen auch unsere beiden prächtigen Helden: Major Keßler und Hauptmann von Hammerstein. Letzterer erlag einer Verwundung, die er in den Kämpfen erlitt. Über den Verlust war von Lettow-Vorbeck so erregt, daß er vorlief und die Truppen persönlich anführte. Er wurde dabei leicht am Arm verwundet, während zwei Schüsse durch seinen Helm gingen. Mein Mann, der gerade dort war, schalt ihn aus, daß er sich so der Gefahr aussetze: „Was soll ich tun," sagte er, „wenn ich meinen Kommandeur verliere?" Von Lettow-Vorbeck versprach, es nicht wieder zu tun, aber ebenso verbot er meinem Manne in die vordere Gefechtslinie zu fahren, denn er meinte: „Was sollte ich tun, wenn der Gouverneur verwundet wird?"

Digitized by Google

Mein Mann traf leider Hammerstein nicht mehr lebend an. Sein Tod ging uns sehr nahe, war er doch täglich bei uns und gehörte mit zum Hause und sozusagen zur Familie. Meinem Mann wurde es schwer, die Rede an seinem Grabe zu halten, denn Hammerstein war sein Begleiter auf allen „Safaris" in Mittelafrika gewesen. Auf diesen Fahrten in der Wildnis lernen sich die Menschen wie sonst nie im Leben kennen. Auch Keplers Tod war für die Bevölkerung ein schwerer Schlag, weil der Major außerordentlich beliebt war.

Im Westen, an der belgischen Grenze, am Kiwusee schlug indes Hauptmann Wintgens die Belgier glänzend ab. Er, der Bruder des bekannten Fliegers, erwies sich als ausgezeichneter Feldsoldat. Mit nur wenig Leuten vollbrachte er Wunderbares. Seine Leute, Schwarze wie Weiße, vertrauten ihm blind. Ein Engländer sagte mir später: „Er roch, wo die schwächste Stelle war."

Wir bemerkten, daß die Massai im Gegensatz zu allen anderen Schwarzen nicht zu uns hielten, denn den alten Jäger Bast, der, als Prinz Leopold von Bayern in der Kolonie weilte, dem Prinzen als Jäger zugeteilt und jetzt als Unteroffizier zur Truppe eingezogen war, überfielen sie samt seinen Leuten und töteten ihn. Dies war überhaupt das erste Zeichen, daß die

Digitized by Google

Massai zu ihren Stammesverwandten im englischen Gebiete hielten. Eine Strafexpedition unter Bezirksamtmann Kämpfe brachte sie zur Besinnung. Zweifellos nahmen die Engländer aus ihren Reihen die Mehrzahl ihrer Spione. Im übrigen hielten die Eingeborenen der ganzen Kolonie in bewundernswerter Weise zur deutschen Regierung.

Die Eingeborenen sind zwar wie Kinder einerseits, anderseits haben sie die Instinkte der Tiere. Sie fühlen genau, wie man sich zu ihnen stellt; daher ist es von der allergrößten Wichtigkeit, daß sie Vertrauen zu ihren Bezirksamtmännern und vor allem zu ihrem Gouverneur haben. Das Vertrauen der Eingeborenen ist der Grundstein der ganzen Eingeborenenpolitik. Mein Mann hatte sich daher immer bemüht, alle Stämme kennenzulernen, um mit ihnen in Berührung zu kommen. Er war vor Ausbruch des Krieges während einer Dienstperiode von 2 Jahren 13 Monaten auf safari, d. h. auf Suaheli „auf Reisen". Infolgedessen war er ihnen persönlich bekannt und für sie nicht nur eine Sage. Kein Gouverneur war jemals so viel gereist. Ich habe ihn oft begleitet und diese hilflosen Kinder kennen und lieben gelernt.

Abgesehen von den Massai, oben am Kilimandscharo, stand das schwarze Volk wie ein

Digitized by Google

Mann trotz der vielen verschiedenen Stämme, trotz der Verschiedenheit der Sprachen, trotz der Verschiedenheit der Religion, denn die Schwarzen sind Christen, Mohammedaner und Heiden, zur deutschen Regierung. Eigentlich sollte man zuerst die Heiden nennen, da es die Mehrzahl noch sind; dann folgen die Mohammedaner und zuletzt die Christen. Und vor diesen christlichen Schwarzen schämte man sich im Kriege am meisten. Wir Weißen lehrten ihnen — ganz gleich, ob es deutsche, englische oder französische Missionare waren — Bruderliebe, und wir Weiße vernichteten uns gegenseitig.

In Ostafrika hätten wir eine drei- bis vierfach so starke Truppenmacht aufstellen können, wenn wir genug Patronen und Gewehre besessen hätten. Die Eingeborenen waren geleitet, waren gelobt, waren mit Gerechtigkeit behandelt. Sie waren herangezogen, Lebensmittel zu bauen, wurden für ihre Dienstleistungen gut bezahlt und vor den Indern, die sie ausbeuteten, geschützt. Dies alles fühlten und würdigten sie. Der Schwarze braucht eben eine liebende, leitende, gerechte Behandlung.

Sich selbst überlassen, sind sie unglücklich, streiten unter sich und werden frech und faul. Zwang und Druck dagegen können sie nicht vertragen. Daher

Digitized by Google

fanden bei uns Erpressungen nicht statt. Unter der belgischen und englischen Herrschaft wurden sie zu Träger- und Askaridiensten gepreßt. Wenn die letzte, ganz frische Nachricht mit Recht besagt: Sie sehnten sich nach der deutschen Herrschaft zurück, so bin ich darüber nicht überrascht, denn die belgische Herrschaft war und ist für sie furchtbar. Die blühenden Teile Mittelafrikas, Urundi und Ruanda, sind jetzt verwüstet. Das Land war einst überreich an Vieh, Menschen und Kindern. Das Vieh und die Lebensmittel wurden ihnen weggenommen, ihre Weiber und Töchter gestohlen, geschändet und zu Trägerdiensten verwendet, die Männer niedergeschossen. Nur wer in den Busch flüchtete, konnte sein Leben retten.

Die Engländer brachten ihnen die Genickstarre, so daß sie wie die Fliegen starben. Zu Träger- und Askaridiensten zwang man sie. Ist es also verwunderlich, daß sie die geordneten deutschen Verhältnisse zurücksehnen?

Die englische Kolonialpolitik ist in Friedenszeiten den Eingeborenen nicht ungünstig. Ihre schwache Seite aber ist, daß sie die Eingeborenen sich selbst zu viel überläßt. Infolgedessen leisten sie in ihrer Frechheit und Faulheit nicht das wie bei deutscher Anleitung. Ich spreche hier von der deutschen Politik, wie ich sie aus den letzten

Digitized by Google

Jahren kenne. Bei den Engländern fehlt die Anleitung, das Fürsorgliche, Väterliche der Deutschen. Das haben die Engländer oft selbst anerkannt. Auch mir gegenüber haben Engländer sich so geäußert. Sir Harry Johnson, der große afrikanische Forscher, urteilte bezeichnenderweise in seinen letzten Schriften: „Deutschland hatte das Glück, in der letzten Zeit einige vortreffliche Gouverneure hinausschicken zu können, die mit den Eingeborenen auf gutem Fuße standen.“ Unsere Eingeborenenviertel erregten die Bewunderung aller Engländer, während Mombassa und Zanzibar voll Schmutz und Unrat starren. Dort wirkte die Anleitung zur Sauberkeit, die dem Deutschen eigen ist und die der Neger sich aneignet, wenn er dazu angehalten wird.

Daressalam hatte in seinem 25jährigen Bestehen solche Fortschritte gemacht, wie überhaupt keine Eingeborenenkolonie. Die Suaheli, die Küstenneger sind sehr intelligent; sie fühlen sich als Kulturmenschen unter den anderen Schwarzen. Ihre Sprache verbreitet sich über ganz Zentralafrika, von Osten bis Westen. Die Buschneger wollten ihnen nachahmen und auch lesen und schreiben lernen. Sie schickten also ihre Kinder in die Regierungs- und Handwerkerschule und lernen eifrig, denn sie möchten den von der Regierung gebotenen Segen ausnutzen.

Digitized by Google

Die Eingeborenen erhielten sonst ihre Saat und ihr Land zum Selbstbebauen vom Gouvernement ohne Entgelt. Im Kriege wurde die Ernte zu gutem Preise abgenommen. Neben ihrer Eingeborenenhirse und Feldfrüchten bauten sie Mais und Kartoffeln. Daher konnten sie für unsere Truppe vier Fünftel aller Lebensmittel liefern.

Die portugiesischen Neger und die aus Rhodesia wendeten sich im Anfang des Krieges an meinen Mann. Auch sie wollten unter die deutsche Herrschaft kommen und am Kriege teilnehmen. Es war aber unmöglich, ihrem Wunsche nachzukommen, denn wir hatten genügend in unserem eigenen Lande zu tun. Aber selbst jetzt, wo unser Häuflein in portugiesisches Gebiet eingedrungen ist, stehen die Eingeborenen trotz der großen Übermacht noch zu uns. Sonst wäre es unter fremden Eingeborenen, deren Sympathien nicht auf unserer Seite wären, ganz unmöglich, Krieg zu führen. Und so war es von Kriegsanfang an. Wären die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika mit der deutschen Politik nicht zufrieden gewesen, so hätten wir selbst mit einer zwanzigfachen Übermacht nichts ausrichten können.

Am Kilimandjaro hatten die Engländer große Verluste durch Krankheiten. Mehrere Lagerplätze mußten wegen Typhus und Dysenterie geräumt

Digitized by Google

werden. Die indischen Gefangenen aus der Jassinischlacht waren ganz verseucht und schleppten diese Krankheiten ein, so daß in Morosoro und Tabora, wo sie interniert waren, eine Massenerkrankung zu befürchten stand. Um ihrer vorzubeugen und die Ausbreitung der Seuche zu verhindern, übertrug mein Mann Stabsarzt Kudicke, dem Etappen-Bakteriologen, die Behandlung der kranken Gefangenen. Das war eine schwierige Aufgabe, da die Inder selbst ungemein apathisch waren und trotz der neuen Häuser und frischen Lagerplätze sich nicht sauber hielten. — Unsere deutschen Landsleute nahmen es meinem Mann beinahe übel, daß er den tüchtigen Arzt bei den Gefangenen verwendete, während wir ohnehin wenig Ärzte hatten, denn man sah darin eine Begünstigung der feindlichen Eingeborenen. Meinem Mann lag aber daran, die Seuche zum allgemeinen Besten zu unterdrücken.

Im ersten Kriegsjahr verloren wir mehr Leute durch Krankheit als durch den Krieg selbst. Ist die Kriegführung in solch einem Lande schon an und für sich sehr schwierig, so wurde sie dadurch doppelt erschwert, daß man überhaupt nichts dafür hatte vorbereiten können. Es fehlte allen besonders an Feldbetten und vielem anderen. Kein Wunder also, daß so viele erkrankten.

Digitized by Google

Unsere tapfere Verteidigung machte so großen Eindruck im portugiesischen Ostafrika, daß alle dortigen Deutschen zu uns kommen wollten. Die portugiesischen Schiffe weigerten sich jedoch, Deutsche zu befördern, obwohl Portugal damals noch neutral war. Daher waren die Deutschen gezwungen, die Fahrt in kleinen „Dhaus" (Eingeborenenbooten) zu unternehmen. Vielen gelang es auch. Eine große Gesellschaft wollte von Beira zu uns heraufkommen. Sie benutzte für ihre Fahrt den „Adjutant", einen deutsch-ostafrikanischen Postdampfer von 1000 Tonnen. Nur 1½ Meilen vom Lande entfernt, wurde jedoch das Schiff im portugiesischen Gewässer gekapert. Diesen Dampfer verwendeten die Engländer später auf dem Rufidji als Hilfskreuzer gegen unsere „Königsberg"; er wurde aber von uns wieder zurückerobert und für den Tanganjika-Dienst eingerichtet. Unsere Post nahmen die Engländer gleichfalls in Beschlag; trotzdem die Portugiesen neutral waren, konnten oder wollten sie nichts gegen englische Willkür tun.

Die Erklärung der Blockade konnte uns nicht weiter beunruhigen, denn die Engländer kaperten ja ohnehin alles bis auf den kleinsten, mit Lebensmitteln beladenen Dhau. Sie bedeutete für uns nur die formelle Erklärung für das,

Digitized by Google

was sie schon getan hatten und weiter zu tun beabsichtigten.

Zu Anfang April kam unser erster Blockadebrecher an. Das Schiff fuhr als feindliches Schiff von Europa aus und erreichte unsere Küste unverletzt. Als es aber gerade in unsere kleine Mansa-Bucht nördlich Tanga einfahren wollte, sah es sich von einem englischen Kreuzer verfolgt, der es anschoß und anscheinend in Brand setzte. Wie die Engländer das Schiff brennen sahen, machten sie kehrt und fuhren wieder ab. Unsere eigenen Matrosen hatten das gute Schiff in Brand gesetzt und es bald danach wieder gelöscht. Da das Schiff mit voller Kraft fuhr, lief es auf und ging unter Wasser. Wir retteten aber mit Hilfe von Tauchern der „Königsberg" seine Ladung. Die neuen Gewehre ließen sich leicht wieder herstellen, und die Patronen, die sich infolge der Nässe später als nicht verwendbar erwiesen, wurden von unseren Leuten neu gefüllt und mit den einfachsten Mitteln wieder brauchbar gemacht. Bei Tanga und Jassini erbeuteten wir so viel englische Patronen, daß wir ganze Kompagnien neu ausrüsten und nach und nach unsere alten 71er Gewehre zurückstellen konnten. Denn anfangs war es mit unsern Schießwaffen schlecht bestellt. Wir waren, abgesehen von einigen

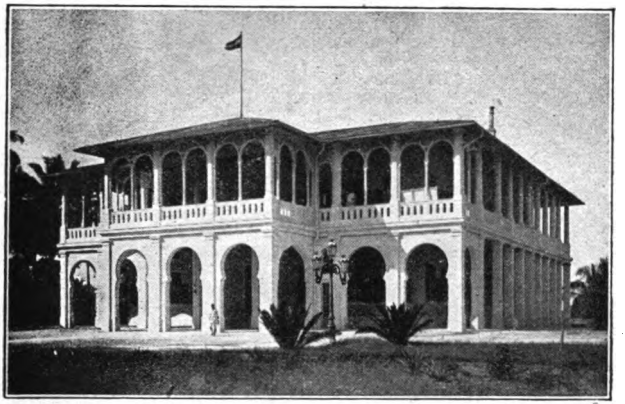
HOOVER W... COLLECTION

Digitized by Google

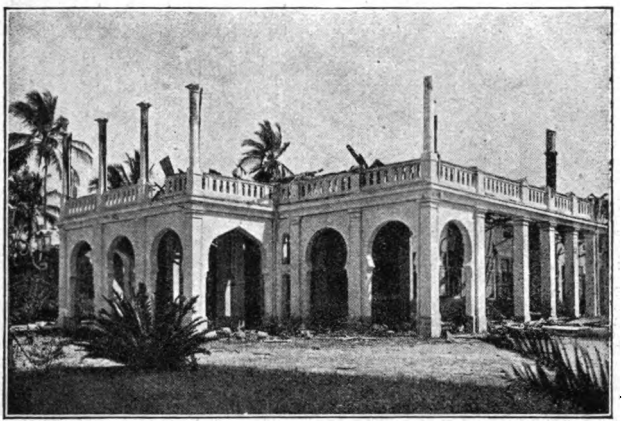
besser ausgerüsteten Kompagnien, auf ältere Modelle angewiesen, deren sich die eingezogenen Deutschen nur ungern bedienten. Daher herrschte allgemeine Freude und Erleichterung, als unser kühner Blockadebrecher uns neue Gewehre brachte.

Nach der Beschießung von Daressalam siedelte ich mit meiner Wirtschaft nach Morogoro über. Dort blieben wir bis zum April; dann verlegte mein Mann das Gouvernement nach Tabora, wohin auch ich ihn begleitete. Nur ungern schied ich vom schönen Ulugurugebirge, und mit schwerem Herzen zogen wir in Tabora ein, das als ganz schlimmes Fieberneſt galt. Ich hatte schon vorher meinen Mann auf einigen Dienstreisen begleitet, so auch nach Kigoma, wo eifrig und fleißig auf der Werft gearbeitet wurde. Unser erster Tanganjika-Dampfer, nach dem früheren Gouverneur „Graf Götzen" benannt, wurde gerade zusammengestellt und ging seiner Vollendung entgegen. Welche Mühe und Arbeit hat dieser Bau gekostet! Davon konnte man sich überzeugen, wenn man die Herstellung der Ersatzteile beobachtete. Beim Auspacken hatte es sich nämlich herausgestellt, daß unendlich viele wichtige Teile fehlten; man zweifelte überhaupt an der Fertigstellung des ganzen Schiffes. Aber ernstes Wollen und deutsche Tatkraft setzten alles durch! Mit Recht durfte der junge Ingenieur

Digitized by Google

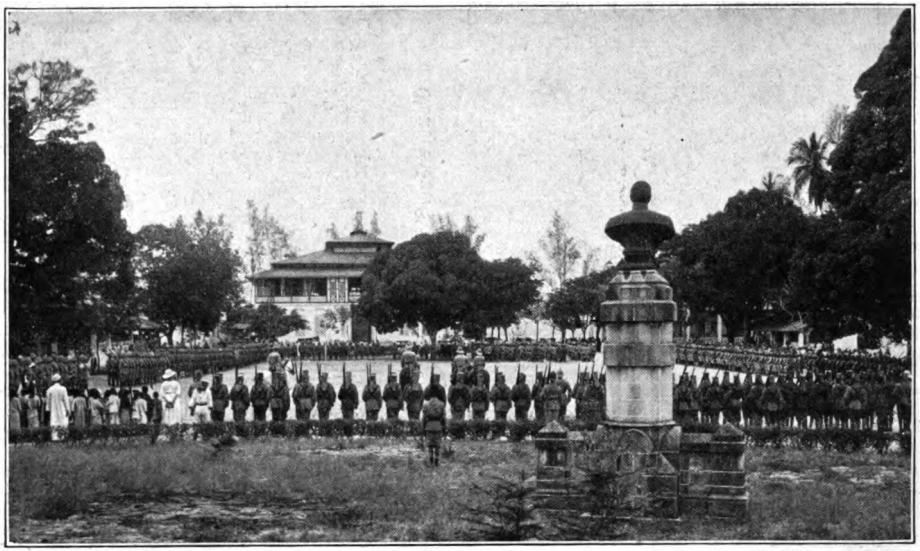


Gouverneur-Palais vor der Zerstörung



Gouverneur-Palais nach der Beschießung

Digitized by Google



Parade zu Kaisers Geburtstag vor der Besetzung in Daressalam 1916
Gouverneur Schnee hält eine Rede an die Truppe

Digitized by Google

sehr stolz auf das Gelingen seines Werkes sein. Die Eisenbahnwerkstätte leistete dabei Fabelhaftes. Der „Graf Götzen" fuhr lange Zeit auf dem Tanganjikasee und war besonders für unsere Truppentransporte von großem Werte. Schließlich mußte er von unseren Marinesoldaten im Kigomahafen versenkt werden. In Kigoma befanden sich auch die „Kingani" und die „Hedwig Wißmann". Erstere wurde später von den Belgiern gekapert.

Die schönen Tage in Kigoma werde ich nie vergessen. Hier versuchte ich auch ein Krokodil zu schießen. Doch gelang es mir nicht, da die Pinasse schwankte und diese Tiere überhaupt schwer zu treffen sind.

Aus südafrikanischen Blättern ersahen wir, daß Botha Deutsch-Ostafrika zu erobern beabsichtigte, obwohl man den Buren erst vorgelogen hatte, daß daran nicht zu denken sei und man sich mit der Eroberung von Deutsch-Südwest zufriedengäbe. Den Hilferuf des armen Südwest fingen wir damals mit unserem Funkenturm auf. Sein Schicksal hat uns tief ergriffen. Zu Anfang des Krieges hielten wir Südwest für unbesiegbar und vermuteten weit eher die rasche Besetzung unseres Landes. Sehr gern hätten wir damals ein tröstendes Wort nach Südwest zurückgesandt,

Digitized by Google

aber unsere Funkeneinrichtung war zu schwach. Sie glaubten, wie wir hörten, die ostafrikanische Flotte unter Graf Spee würde ihnen zu Hilfe kommen. Die völkerrechtswidrige Beschießung von Swakopmund und Lüderitzbucht und den Abtransport der Frauen und Kinder nach Südafrika erfuhren wir später gleichfalls. Dies alles sowie die furchtbare Behandlung der deutschen Frauen in Kamerun und Togo veranlaßten endlich meinen Mann, die Engländer zu internieren. Es waren meistens Missionare und Frauen. Repressalien sind übel, aber die Schuld trägt derjenige, der zuerst beginnt. Arme Frauen und arme Kinder! Die Frau hat unter solchen Verhältnissen am meisten im Kriege zu leiden. Der Mann ist aktiv, die Frau passiv, sie hofft und wartet. Der Mann fällt durch Kopf- oder Herzschuß: das beste Los; aber die Tragödie der alten Mütter, die ihr Lebenswerk vernichtet sehen! Ihre Liebe ist ihre Welt, denn eine Frau lebt nur in ihrer Liebe. Welchen Heldenkampf muß die Frau aufnehmen, die mit kleinen Kindern zurückbleibt ohne Mittel und ohne Ernährer! Welche Aufopferung, welche Selbstverleugnung! Abgesehen von den bedauernswerten Krüppeln, ist der Männer Los weit besser. Haßten alle Frauen den Krieg so wie ich, dann gäbe es sicherlich keinen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die wirtschaftliche Leistung. — Die Chiningewinnung. — Geldprägung. — Schuhmacherei usw.

Im April 1915 befanden wir uns in Tabora, wo sich mein Mann der gedeihlichen Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse widmen konnte; seine Beamten waren alle hierher übergesiedelt. Es herrschte reges Kommen und Gehen. Gesunde gingen zur Truppe zurück, und Dienstuntaugliche wurden wieder entlassen. Ich konnte meine Tätigkeit auch hier weiter ausüben.

Tabora ist eine alte Araberniederlassung, deren Bewohner uns alle treu ergeben waren. Hier lebten auch viele Griechen, die am Eisenbahnbau beschäftigt waren. Es wurden nun alle Hilfskräfte herangezogen, um das Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten und uns die erforderlichen Mittel zur Kriegführung zu beschaffen.

Ein munteres Leben entwickelte sich, und wir waren imstande, nach und nach durch Wetteifer und Anspannen aller Kräfte alle unsere Bedürfnisse selbst zu decken.

Digitized by Google

Vor Ausbruch des Krieges bestand in Daressalam die Absicht, am 15. August 1914 eine Ausstellung zu eröffnen. Die Vorbereitungen dazu waren bereits im vollsten Gange gewesen. Als der Krieg ausbrach, bedauerten wir, so viel Mühe, Arbeit und Geld nutzlos verwendet zu haben; bald aber sahen wir, daß die geplante Ausstellung dennoch zum Segen für uns wurde.

Der größte Teil der Ausstellungsgegenstände und die aus Europa stammenden Waren, Maschinen usw. befanden sich schon an Ort und Stelle, sogar einige Gäste waren bereits eingetroffen. Die Häuser, von denen wir die größten später an anderer Stelle als Lazarette wieder aufbauen ließen, standen schon auf dem Ausstellungsgelände.

Hotels und Geschäfte hatten große Lebensmittelbestellungen in Europa gemacht; diese Lieferungen waren sämtlich schon bei uns eingetroffen. Die letzten Sendungen kamen mit den Schiffen „Feldmarschall" und „Tabora". Vier Schiffe lagen noch vollbeladen für die Küstenplätze in unseren Häfen, nämlich der „König", der „Feldmarschall" und die „Tabora" in Daressalam und der „Markgraf" in Tanga. Mein Mann setzte alles daran, die Ladungen zu bekommen, und das ist uns in der Tat auch gelungen, nachdem die Küstenplätze als offene Städte erklärt

Digitized by Google

waren. Wir fanden große, für Portugiesisch-Ostafrika bestimmte Mengen von Makkaroni vor, ferner viel Rotwein, der für unsere Kranken von großem Werte war. Auch mehrere schöne Automobile kamen auf dem „Feldmarschall" zum Vorschein; sie wurden von den Soldaten mit Freuden begrüßt. Die Funkentürme der Schiffe ließen wir herunternehmen und in entfernter liegenden Gegenden aufstellen. Der reiche Lebensmittelvorrat kam selbstverständlich in erster Linie der Truppe zugute, und so lebten wir während der ersten drei Kriegsmonate eigentlich wie in Friedenszeiten, obwohl wir von der Welt abgeschnitten waren. Allerdings nicht so sehr, wie es scheint, denn wir fingen nicht nur, bis Daressalam von den Engländern besetzt wurde, die Nachrichten aus Nauen, sondern auch die Reuterberichte der englischen Kriegsschiffe auf.

Allmählich jedoch begannen unsere Vorräte knapp zu werden, und nach einigen Monaten sahen wir mit Sorge, daß wir damit sehr sparsam umgehen mußten. Zuerst mußte mit Knappheit an Mehl gerechnet werden. Da in Neu-Langenburg und Aruscha Weizen angepflanzt wurde, so gab mein Mann den Bezirksämtern Anweisung, die Anbaufläche zu vergrößern und die Ernte nach der Mittellandbahn zu schaffen. Die Verkehrsschwierigkeiten waren freilich sehr groß, da in Friedenszeiten

Digitized by Google

Küstendampfer den Verkehr zwischen Nord und Süd vermittelten; während des Krieges waren diese Fahrten selbstverständlich ganz eingestellt. Um den Landweg von Morogoro bis Korogwe zurückzulegen, brauchte man zehn Tage. Diese Strecke wurde später ausgebaut und ein etwas schnellerer Verkehr ermöglicht, der sich nach Anlegung einer Feldbahn noch steigerte. Ihren Bau muß man bei dem Mangel an Arbeitern und Material während des Krieges als eine große Leistung bezeichnen. Das Baumaterial wurde denjenigen Pflanzungen entnommen, auf denen solche Feldbahnen bereits im Gange waren. Besonders schwierig war es, Arbeiter und Träger zu bekommen, denn die Schwarzen wurden mehr als je zum Anbau von Lebensmitteln gebraucht, um den großen Bedarf der Truppen zu decken. Die meisten weißen Pflanzer waren zur Truppe eingezogen und konnten nicht viel anbauen. Infolgedessen waren wir ganz auf die Schwarzen angewiesen. In der Tat haben die Eingeborenen mehr als vier Fünftel der nötigen Lebensmittel erbaut und geliefert. Da die schwarze Frau im allgemeinen nicht arbeitet, bestand daher die große Gefahr, daß durch Heranziehen der Männer zu Träger- und Hilfsdienstpflichten die Erträgnisse geschmälert würden. Zudem mußte man die

Digitized by Google

Hauptzahl der Träger gerade aus den Gegenden einziehen, wo die Eingeborenen die meisten Lebensmittel ernteten, denn die Träger aus den Bergen vertrugen das Klima der Ebene nicht, wurden meist krank und starben schnell.

Die Beköstigung so vieler verschiedener Menschen war nicht minder schwierig. So waren die Leute aus Bukoba, Urundi und Ruanda ausschließlich an Bananen- und Milchkost gewöhnt, die bei uns in der Steppe nicht zu beschaffen war. Der Bezirk Tabora mit der Bevölkerung Wanjamwesi bildete deshalb immer noch den besten Rekrutenbezirk, weil er uns Askari und zugleich auch Träger lieferte. Sehr oft kamen letztere auch in die Kampflinie, wo sie beschossen wurden und ihr Leben ebenso wie die Askari, die viel bessere Bezahlung erhielten, daran setzen mußten. Daher war es für die Regierung sehr schwierig, den großen Bedarf an Menschen zu decken.

Wenn es mit der Bahn unmöglich war, so mußte, wie schon gesagt, alles mit Trägern herbeigeschafft werden. Besonders von Neu-Langenburg aus bediente man sich oft ihrer Transportmittel. Freilich nahm der Weg einen ganzen Monat Zeit in Anspruch. Die bebaute Fläche war dort so groß geworden, daß die Ernte dieser Bezirke allein für die ganze Bevölkerung von etwa 7000 Deutschen mit einer

Digitized by Google

Rationierung von 20 Pfund für den Kopf ausreichte. Davon konnten wir uns während der Dürre und Mißernte in Aruscha selbst überzeugen. Das Mehl ist freilich etwas dunkler und klebriger als das europäische. Auch das Mahlen bereitet Schwierigkeiten, da außer in Kilossa gute Mühlen nicht in genügender Anzahl vorhanden waren. Sehr oft ließen wir daher, wenn das Mehl zu grob ausfiel, es uns von den schwarzen Weibern nochmals mahlen. Das geschah nach altem Brauche in der Weise, daß das Mehl mit einem harten Kolben in einem Bottich aus Baumstamm fein gestoßen wurde. Um unsere Vorräte zu strecken, mischten wir Mtamamehl unter unser Weizenmehl. Die schwarzen Weiber stießen uns auch Gries aus Reis, Mais und Mtama. Salz besaßen wir in der Kolonie reichlich aus der an der Mittellandbahn gelegenen Saline Gottorp, die früher den ganzen Kongo versorgte. Es ist dies ein äußerst wichtiger Bedarfsartikel, da die Eingeborenen das Salz kaum entbehren können. Dagegen brauchen sie kein Weizenmehl, weil sie sich selbst ihr Mehl aus Mohogo, Mtama, Reis usw. bereiten. Reis war genügend im Lande vorhanden, besonders in der Nähe von Kigoma und in dem fruchtbaren Luitsche-Tal, in Muansa und den Gegenden, wo viel Wasser vorhanden ist. Kartoffeln wuchsen im Norden reichlich, nur

Digitized by Google

fehlte die Transportmöglichkeit. Im Süden hatten wir im Ulugurugebirge ebenfalls Kartoffeln genug, wenn auch etwas schlecht geratene. Als Ersatz wurden Süßkartoffeln und Mohogo gegessen. Obwohl es im Norden ebenfalls reichlich Gemüse gab, wurde es, mit Ausnahme der Bohnen, nach den ersten Kriegsjahren sehr knapp, da die Saat an Güte nachließ. Wir waren deshalb auf unsere tropischen Früchte angewiesen, denn in Friedenszeiten bekamen wir aus Südafrika und Sansibar reichlich Apfelsinen. Marmelade stellten wir aus verschiedenen Früchten her, beinahe jede Gegend hatte ihre besondere Art. Aus einer Buschpflanze wurde hervorragendes Gelee, „Rosella" genannt, gewonnen. Die katholischen Schwestern in Tabora stellten aus reifen Mangos mit besonderer Kunst sehr gutes Mangomus her, das genau wie das deutsche Pflaumenmus schmeckte. Dazu war kein Zucker, sondern nur Honig nötig. Unreife Mangos wurden zentnerweise für die Truppe in den fruchtarmen Gegenden und in der Steppe getrocknet und stets gern gegessen. Sie gleichen den Ringäpfeln und ersetzen das Apfelmus. Essig gewannen wir aus Bananen. Diese Früchte wurden auch in unreifem Zustande getrocknet und als Mehl verbraucht. Reif getrocknet, werden sie anstatt der Feigen gegessen

Digitized by Google

und heißen Feigenbananen. Diese Feigen und die gerösteten Erdnüsse mußten sehr oft den Patrouillen jede andere Nahrung ersetzten, da Brot und alles andere zu trocken und ungenießbar wurde.

Auch Schokolade haben wir uns drüben bereitet. Da im Norden Kakao angebaut wird, konnten wir uns die Bohnen leicht verschaffen, die wir dann selbst brannten, entölten und mahlten. Mit Erdnußmehl vermischt, eignete sich diese vorzügliche Schokolade prächtig als Liebesgabe ins Feld; stets wurde sie mit Dank entgegengenommen. Alles mußte ohne Maschinen gemacht werden, und die Arbeit war recht mühsam. Wir konnten deshalb auch nicht genügend herstellen, um den Bedarf völlig zu decken, und ständig bekamen wir Briefe aus dem Felde mit der Bitte um Schokolade. Zuletzt haben wir auch „Bulltong" hergestellt. Das ist gedörrtes Rindfleisch, das entweder roh oder gekocht genossen werden kann. Es wurde ausschließlich für die Truppe verwendet.

Besonders in der trockenen Zeit, wo es nur Reis und Fleisch gab, war die Kost oft sehr einförmig, aber dennoch nahrhaft und gut.

Die von den großen Dampfern eingezogenen Bäcker und Köche stellten besseres Brot her, als wir armen Hausfrauen zu bereiten wußten, denn

Digitized by Google

anstatt der Hefe mußten wir das Hirsegebräu „Pombe“ verwenden. Pombe ist das Nationalgetränk der Schwarzen und wird aus gegorener Mtama gewonnen. Viele Deutsche genießen das Getränk ebenfalls sehr gern.

Unsere Büchsenbutter ging schnell zu Ende. Von den Farmern im Norden erhielten wir Butter und Käse; im Süden, in Daressalam und an der Zentralbahn, war aber keine oder nur sehr wenig zu bekommen, da wir in Friedenszeiten aus Indien und aus Europa die Butter in Blechbüchsen bezogen hatten. Einige der neu angelegten Farmen, die zum Teil unter weiblicher Leitung standen, stellten wenigstens etwas Butter für die Lazarette her. An Fett zum Braten fehlte es gleichfalls sehr. Nach und nach verwendeten wir zum Ausbraten verschiedene Öle, wie Palmöl von der wenig verbreiteten Ölpalme. Schließlich gelang es, aus Erdnüssen ein geruchfreies, wohlschmeckendes Öl zu pressen, das so rein und vorzüglich war, daß es sich zum Salat verwenden ließ. Auch gebrauchten wir zum Braten und Backen eingeschmolzene oder ausgelassene Butter, die unter dem Namen „Samli“ in den Handel kam. Sie war sehr fetthaltig, aber manchmal schmutzig, da sie von Eingeborenen hergestellt wurde. In Tabora hatten wir frische Milch, so daß wir selbst buttern konnten. Das

Digitized by Google

geschah in Ermangelung einer Buttermaschine in einer Flasche, die langsam geschwenkt wurde. Überhaupt war in den Orten, wo es keine Tsetsefliegen gab und wo Vieh gehalten werden konnte, viel Milch, Butter und Käse zu haben. In Morogoro, einer Tsetsegegend, war dagegen Milch nur schwer zu erhalten. Nach der Beschießung von Daressalam wurde die Milchfrage von großer Bedeutung, besonders für die Frauen, die ein Kind erwarteten. Da man dort Kühe wegen der Tsetsefliege nicht halten konnte, so bestand die Gefahr, unsere jungen Afrikaner zu verlieren. Die Verwaltung schaffte nun eine Herde Kühe an, die man am Tage in die Berge hinter Morogoro trieb und erst des Nachts in ihre Ställe zurückführte, denn die Tsetsefliege sticht bekanntlich nur bei Tage.

Nur auf diese Weise war es möglich, die vielen neugeborenen Kinder oder „Bombenkerle", wie sie draußen genannt werden, am Leben zu erhalten. Und es wurden wirklich viele Kinder während dieser Zeit dort geboren. Kondensierte Büchsenmilch war nicht mehr vorhanden, so daß wir frische Milch für unsere Kranken und Säuglinge brauchen mußten.

An der Küste hatten wir reichlich Kokosnußöl. Die Eingeborenen verwendeten es zur Beleuch-

Digitized by Google

tung. Als Docht diente ein Stück roher, gedrehter Baumwolle. Wir Deutschen benutzten schließlich dies Öl gleichfalls zur Beleuchtung und mischten es, um unsere Vorräte zu strecken, unter das Petroleum. In Daressalam und Tanga gab es elektrisches Licht, in allen anderen Städten fehlte es jedoch. Da unser Petroleum mit der Zeit auch auszugehen drohte, mußten wir an Ersatz denken, wollten wir nicht um 6 Uhr mit der Sonne zu Bett gehen. Nun wurden in Amani Kerzen aus Bienenwachs, mit Talg vermischt, hergestellt, die wunderbar hell brannten und gleichzeitig herrlich dufteten. Bald folgten die Griechen diesem Beispiel, so daß überall Kerzen angefertigt wurden. Den Gebrüdern Schönheit in der Nähe von Morogoro gelang eine bedeutsame Erfindung, die das Benzin und das Petroleum ersetzte, indem sie aus Kopra[1] Öl gewannen. Dieses brannte ebensogut in der Lampe wie im Automobil und hieß „Treböl". Im Gegensatz zu den duftenden Kerzen ließ es aber einen etwas unangenehmen Geruch zurück. Es fand indes meistens bei den Truppen Verwendung. Über das Herstellungsverfahren glaube ich hier Näheres nicht angeben zu dürfen, da es Geschäftsgeheimnis ist. Die Seifenfrage, die auch in Deutschland augenblick-

[1] Getrocknete Kokoskerne.

Digitized by Google

lich so große Sorge bereitet, lösten wir glänzend. Es fand sich nämlich in der Ausstellung eine Seifenmaschine vor, die das Gouvernement sofort übernahm und in der Nähe von Tabora aufstellte. Für diese schnell errichtete Seifensiederei hatten wir genügend Ölvorräte. Seife ist nämlich ein sehr begehrter Artikel; sie wird nicht nur von den Weißen, sondern von der gesamten Bevölkerung gebraucht. Der Neger, besonders der Küstenneger und der gute Mohammedaner, ist körperlich sehr sauber. Er hat viel Seife für sich und seine blendendweißen Kanzus nötig.

Solange wir noch Soda hatten, war die Seifenherstellung mit unseren vielen Ölen leicht, später gestaltete sie sich bedeutend schwieriger. Soda besaßen wir wohl in der Kolonie und besonders am Natronsee ausreichend, da aber dieser im Kampfgebiete lag, so konnten wir von dort nichts mehr bekommen. Es gelang uns aber, durch Holzkohle und andere Mittel eine allerdings viel teuere Seife herzustellen.

Die Seife der Eingeborenen, die sie „Kifefe" nannten und die aus Salz und Rinderfett bestehen sollte, war sehr scharf; alles, was man damit wusch, riß nach kurzer Zeit in Stücke. Sehr gut eignete sie sich dagegen bei der Hundewäsche als ein Mittel gegen Flöhe.

Digitized by Google

An Getränken, die für die Tropen sehr wichtig sind, waren damals große Mengen für die Ausstellung besorgt worden. Kaffee gab es selbstverständlich in großen Mengen.

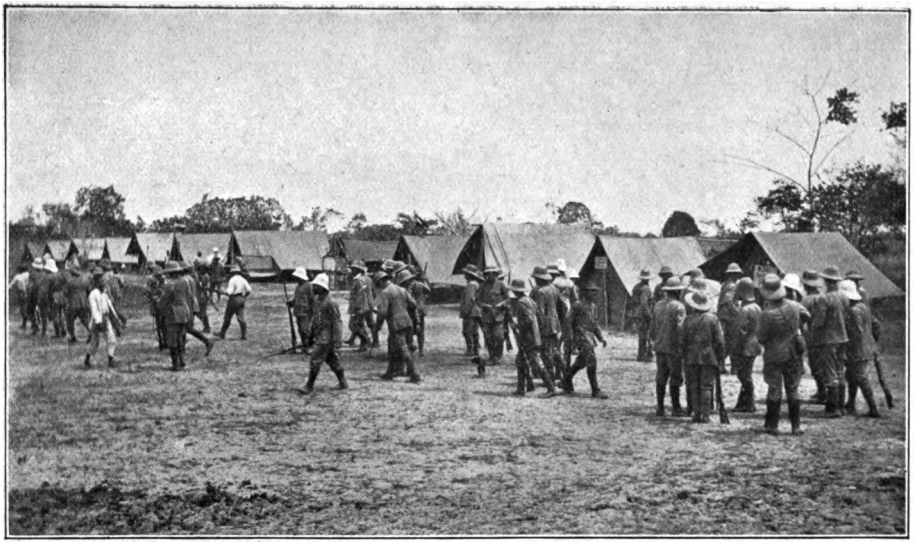
Die Brauerei Schulze in Daressalam besaß bei Ausbruch des Krieges einen großen Vorrat an Hopfen, so daß sie für 6 Monate Malzbier herstellen konnte. Um aber den großen Bedarf der Ostafrikaner zu befriedigen, wurde ein ganz vorzügliches Maisbier gebraut, das kalt am besten schmeckt. Sodawasser konnte gleichfalls lange geliefert werden; später entschlossen wir uns, abgekochtes Wasser zu trinken, um die noch vorhandenen Vorräte für die Lazarette und Krankenhäuser zurückzustellen. Wegen Typhus- und Dysenteriegefahr mußte das Wasser allerdings sehr lange kochen, dadurch bekam es einen recht faden Geschmack. Man trank es daher gern mit Zitronen- oder sonst einem anderen Saft, den die Frauen selbst herstellten. Nur gab es dazu wenig Zucker. An Zitronen war in der Kolonie kein Mangel. Auch wurde fast in jeder Wirtschaft ein vorzügliches Honigbier gebraut, das später für die Truppe im großen hergestellt wurde. Es hatte den Vorzug, daß man sehr wenig Hopfen dazu brauchte, während es an Honig in der Kolonie nicht fehlte. Aber dies war nur so lange möglich, als Korke

Digitized by Google

oder Patentverschlußflaschen vorhanden waren. Die Korke mußten später aus verschiedenem Ersatzstoff hergestellt werden. Zuerst verwendete man die Rettungsgürtel der Schiffe dazu, dann verarbeitete man Maiskolben und das weiche Holz der Euphorbien, schließlich wurden sogar Korke aus rohem Gummi hergestellt.

Wie ich schon sagte, trat sehr große Knappheit an Zucker ein. Zuckerrohr hatten wir wohl am Pangani und am Rufidji, aber es fehlten uns die nötigen Maschinen. Nun kam man wieder auf das Verfahren der alten Inder und Araber zurück, die ihren Zucker mittels einer Handpresse gewannen. Damit konnte jedoch leider wenig auf einmal gewonnen werden. Den Deutschen am Pangani und am Rufidji gelang es sogar, einen hellbraunen Streuzucker auf den Markt zu bringen, der hauptsächlich für die Truppe aufgekauft wurde, so daß die Zivilbevölkerung sich mit einer minderwertigen dunkelbraunen Masse begnügen mußte. Oft verbrauchte man anstatt Zucker den reichlich im Lande vorhandenen Honig. Dieser ist dunkler und nicht so rein wie der europäische, aber doch gut genießbar; nur wo Gummipflanzungen vorkommen, schmeckt der Honig bitter. Da nun die Eingeborenen das Süße selbst sehr lieben, war es oft schwierig, von ihnen Honig zu bekommen. Die

Digitized by Google



Lager einer Schützenkompagnie bei Pugu

Digitized by Google

Mohrenkapelle

Digitized by Google

Araber und die schwarzen Frauen betrachteten in dieser Zeit ein Stück weißen Zucker als großen Leckerbissen, und die Deutschen, die noch weißen Zucker besaßen, mußten ihn gut unter Verschluß halten.

In Amani wurde ein vorzüglicher Ersatz für Whisky aus Mais hergestellt, ferner begannen viele Destillationen Branntwein zu brennen. Er wurde auf sehr verschiedene Weise, in sehr verschiedener Qualität und mit sehr verschiedenem Geschmack zubereitet. Amani war als Versuchsstation unbezahlbar.

Auch die Chemiker des Gouvernements erwarben sich große Verdienste. Eine ihrer hervorragendsten Leistungen war die Herstellung des Chinins. Jeder Arzt, jeder Afrikaner, jeder Tropenbewohner weiß, wie wichtig Chinin gegen Malaria und zur Verhütung des gefürchteten Schwarzwasserfiebers ist. Es war deshalb eine unserer größten Sorgen, genügend Chinin für die weiße sowie für die schwarze Bevölkerung zu besitzen. Da unsere Soldaten im Freien schlafen mußten, war unser Verbrauch an Chinin so groß, daß der Gouverneur eine Verordnung erlassen mußte, Chinin sei nicht mehr als Vorbeugungsmittel zu nehmen, damit unser Vorrat länger reiche. In Usumbura hatten wir junge Chininpflanzungen von etwa fünf bis

Digitized by Google

sechs Jahren, die uns die nötige Rinde gaben. Die noch jungen Bäume lieferten dennoch einen recht guten Prozentsatz an Chinin. In Amani gelang es zuerst, ein einwandfreies, schwefelsaures Chinin herzustellen; aber wieder reichten die Apparate nicht aus, um genügende Mengen zu beschaffen. Man behalf sich nun damit, daß man das Seruminstitut in Mpapua dafür insoweit in Anspruch nahm, als die Arbeit des Seruminstituts nicht beeinträchtigt wurde. Denn diese war für uns ebenfalls von großer Wichtigkeit, sonst hätten wir unser Vieh an der Rinderpest verloren. Welchen Vorteil es hatte, daß Mpapua Chinin herstellte, sahen wir, als Amani von den Engländern besetzt worden war, denn es konnte noch volle drei Monate weiterarbeiten, ehe es in Feindes Hand fiel.

Ich begleitete meinen Mann auf einer Inspektionsreise nach Mpapua und verfolgte dort mit größtem Interesse die Herstellung des Chinins. Insbesondere interessierten mich die alten Spiritusbehälter, die große Retorten ersetzten. Überall waren die Ersatzstücke aus einfachstem Material. Die in Mpapua hergestellten Chininmengen, unsere Vorräte und die, die wir aus Europa erhielten, reichten zusammen gerade für die Bevölkerung aus, denn wir hatten nicht

Digitized by Google

nur die Weißen, sondern auch die Schwarzen zu versorgen. Unser Besitz an Chinin erregte beim Feinde, als er ins Land kam, große Verwunderung. Sowohl die Belgier wie die Engländer sprachen offen ihre staunende Anerkennung darüber aus. Die Burengefangenen erzählten, daß sie nur ganz notdürftig mit Chinin versorgt worden seien, sie wurden erst bei uns ihr Fieber los.

Die so wichtigen Zahnbürsten fehlten auch sehr. Ein Missionar in Tabora verfertigte sie uns dann mit Erfolg. Er galt auch als geschickter Zahnarzt und brachte die Schwarzen dazu, Zahnbürsten herzustellen, und so wurden in Dodoma sehr gute, nur etwas zu starke Zahnbürsten aus Maultierhaaren gearbeitet. Dies erinnert mich an gewisse Briefe, die der Gouverneur zuweilen erhielt. Als es sich in der Kolonie herumsprach, daß man in Tabora alle Sachen jetzt selbst herstellte, bekam er eines Tages eine Bestellung auf eine Goldkrone für einen Zahn. Welcher Zahn es aber war, blieb unerwähnt. Ein andermal bestellte man Schulbücher für ältere Kinder von 15—16 Jahren. Einige Zeit später wurde ein Glasauge gewünscht, aber für welches Auge und von welcher Farbe es sein sollte, gab man wieder nicht an.

Eine Gesellschaft brachte aus Kokosfasern hergestellte Bürsten und Besen auf den Markt. Körbe

Digitized by Google

wurden in Friedenszeiten schon von den Eingeborenen geflochten und verkauft. Aus „Sisal“ drehte man mit der Hand Bindfaden und Seile. Auch brachten die Eingeborenen eine Baumrinde zum Verkauf, die einen vorzüglichen Ersatz für Stricke lieferte.

In der Nähe von Muansa war es gelungen, Papier aus Holz herzustellen; es war zwar kein schönes, weißes Papier, aber ein gutes, braunes Packpapier, das, in verschiedener Stärke und Qualität gefertigt, sich als sehr brauchbar erwies. Ferner gewannen die Eingeborenen einen Stoff aus Baumrinde, den wir vielfach als Hülle für unsere Feldpostpakete verwendeten. Für größere Sachen nahmen wir Matten aus Kokosblättern.

Mit Leder waren wir anfangs sehr schlecht bestellt. Unsere Frauen und Kinder mußten, als die europäischen Lederwaren ausgingen, barfuß gehen. Alle vorhandenen Herrenstiefel — leider waren es nicht viele, da man meist weiße Schuhe und für den Abend Lackschuhe trug — wurden für die Truppe beschlagnahmt. Unsere Soldaten mußten oft getragene Stiefel von den Negern kaufen. Endlich gelang es, Leder zu gerben und Schuhe daraus herzustellen; sie rochen allerdings anfangs schlecht, waren aber recht brauchbar. In der Kolonie hatten wir zwar genug Häute, aber

Digitized by Google

es war manchmal schwierig, sie herbeizuschaffen. Zum Gerben wurde die australische Gerb-Akazie aus unseren Pflanzungen im Norden verwendet. Die ersten Versuche fielen allerdings nicht sehr gut aus, da wir erst Erfahrung sammeln mußten und Fachleute fehlten. Es wurden aber bald gute, feste Feldstiefel für die Soldaten angefertigt. Die Arbeiter verstanden nur nicht, feine Damenstiefel zu arbeiten, wohl aber Schuhe, die gut zu tragen waren, wenn sie auch keinen hohen Absatz und keine zierlichen Formen aufwiesen. Zuletzt fehlten uns Pech und kleine Nägel. Und alles Leder war zur Truppenausrüstung genommen worden. Vom Liebesgabenausschuß in Muansa wurden Lederhosen genäht, da oft die Patrouillen nichts weiter als ein Fell trugen, denn bei dem dichten Dornengebüsch hing die Uniform den Soldaten bald in Fetzen am Leibe. Die Hauptsache war, daß die Truppe marschfähig blieb. Dazu hat der Liebesgabenausschuß viel beigetragen. Von der vorhandenen Wolle wurden vor allem die so nötigen Strümpfe gestrickt, wozu man Stricknadeln aus hartem Holz, Ebenholz oder Elfenbein verwendete. An Wolle waren erhebliche Vorräte vorhanden, weil die Hindufrauen und schwarzen Weiber geflochtene Wolle als Schmuck tragen. Die Farben waren freilich manchmal etwas lebhaft, aber die Hauptsache blieb doch,

Digitized by Google

daß unsere Soldaten keine wunden Füße bekamen. Als dann die Wolle zur Neige ging, nahmen wir von den Pflanzungen rohe Baumwolle und ließen sie spinnen und stricken. Das war insofern sehr schwierig, als es ganz besonderer Spinnräder bedarf, um die sehr kurzen Fäden zu spinnen. Endlich aber gelang es uns, einen strickbaren, regelmäßigen Faden zu bekommen. Für die schwarzen Schulkinder war das eine recht hübsche Arbeit; sie spannen sehr gern, da sie dabei sitzen und erzählen konnten, während sie Geld verdienten. Die zum Spinnen nötigen Stahlnadeln lieferte uns die Eisenbahnwerkstätte, während im Gouvernement im großen gesponnen wurde, vor allem Stoffe für die Askarianzüge. Das Spinnen des Webgarns ist viel leichter, weil der Faden nicht so regelmäßig zu sein braucht. Handweberei war überall eingeführt, so daß ein schönes, starkes Gewebe für Askarianzüge hergestellt werden konnte. Auch arbeiteten wir vom „Roten Kreuz" schöne Bettsteppdecken aus roher Baumwolle, die wunderschön leicht und warm waren, denn die Wolldecken reichten mit der Zeit nicht mehr aus. Die Baumwolle mußte mit der Hand entkernt und geschlagen werden, weil uns Maschinen fehlten. Doch konnten wir sie nicht entölen. Gleichwohl gelang es uns, alles so zu ver-

Digitized by Google

arbeiten, daß wir es später verwenden konnten. Der Feind war von unseren Steppdecken und selbstgewebten Decken sehr überrascht. Er bewunderte auch unsere Betten, die das Rote Kreuz für die Lazarette verteilen ließ. Sie bestanden aus Holzleisten, die mit Stricken aus geflochtenen Kokosfasern, „Kamba" genannt, versehen waren. Überhaupt hat unser ganzes Sanitätswesen den Feinden wahrhafte Bewunderung abgerungen. Unsere vollkommen eingerichteten Hospitäler und Vorräte an Medizin setzten alle in Erstaunen.

Ich muß auch unseres Tabaks gedenken. Zwar kann ich als Frau kein Urteil darüber abgeben, aber die Männer sagten alle, daß die Zigaretten sehr gut wären. Am Meru und Kilimandjaro wurde viel ägyptischer Tabak angepflanzt, und auch die Griechen beschäftigten sich damit. Überall, wo die Griechen ansässig waren, pflanzten sie Tabak, so daß sich die Tabakindustrie sehr ausdehnte. Dazu kommt, daß auch der Askari viel raucht. Millionenweise wurden zweierlei Arten von Zigaretten hergestellt. Jedenfalls waren unsere Soldaten immer sehr reichlich mit Rauchstoff versorgt.

Eine der allergrößten Schwierigkeiten bereitete das Fehlen von Hartgeld. Papiergeld war leicht auszugeben, es wurde aber von den Schwarzen nur

Digitized by Google

mit großem Mißtrauen und Unwillen angenommen, denn sie haben nichts, wohin sie das Papiergeld stecken können, und sobald es regnet, zerweicht es und wird zur wertlosen Masse. Da der Schwarze recht viel Kleingeld braucht, war das in der Tat eine sehr schwierige Frage geworden. Alles, was wir an Metallgerümpel hatten, alte Patronenhülsen usw., wurde daher gesammelt und zu Hartgeld verarbeitet. Wieder war es die Ausstellung, die uns die Tiegel lieferte. In der Eisenbahnwerkstatt in Tabora haben wir etwa 1 Million Stück geprägt, die mit Begeisterung von den Eingeborenen angenommen wurden. In Senkenke besaßen wir Goldminen, die bereits Gold in einer Menge von ½ Million Wert gewonnen hatten. Man beschloß, hiervon Goldstücke im Werte von 15 Rupien zu prägen. Tiegel dazu waren auch in Senkenke vorrätig. Gern hätte man einen Kaiserkopf darauf gehabt; das war aber mit unseren primitiven Hilfsmitteln unmöglich, daher entschloß man sich, einen afrikanischen Elefanten, der bezeichnend für das Land ist, darauf zu prägen. Wohl gab es im Lande einige indische Zeichner, die das verstanden, jedoch von allen eingereichten Entwürfen hatte ein Deutscher die beste Zeichnung gefertigt. Leider konnten wir nur höchstens ca. 14000 Stück Elefanten-

Digitized by Google

goldstücke anfertigen; dann waren unsere Tiegel durchgebrannt, und wir mußten die Arbeit einstellen. Ich habe nicht ein einziges Stück mitbringen können, da die Untersuchung danach zu scharf war. Der Feind war so erpicht darauf, daß er nichts undurchforscht ließ, wo er solche Goldstücke verborgen wähnte. Übrigens wurden von den Sammlern für ein so seltenes Goldstück 200 Fr. bezahlt.

Man kann sich erst einen Begriff von den Leistungen machen, wenn man bedenkt, daß der größte Teil der Deutschen zur Truppe eingezogen war und die Arbeit hinter der Front nur von denen verrichtet wurde, die im Verwaltungsdienste standen. Daß es unseren Postbeamten gelang, trotz Sprengung des Turmes Funksprüche von Nauen durch eine andere neue Methode so lange aufzufangen, bis Daressalam vom Feinde besetzt war, und daß es unseren Ingenieuren gelang, ein fertiges Schiff aus unvollständigen Teilen zu erbauen und ins Wasser zu setzen, sind Zeichen von dem einzigartigen Geiste, der überall herrschte.

Zweifellos ist Deutsch-Ostafrika, reich an Natur- und Bodenschätzen wie an eingeborenem Menschenmaterial, die wertvollste Kolonie Deutschlands. Das hat sich gerade im Kriege am deutlichsten gezeigt. Die armen Bewohner hatten während

Digitized by Google

des Krieges so ungeheuer viel zu leiden, daß einem das Herz wehe tat, wenn man es sah. Daß diese hilflosen Menschenkinder durch den Krieg so leiden mußten, ist für die Weißen eine große Schmach.

Dabei ist zu bedenken, daß wir ungleich schlimmer als Deutschland eingeschlossen und von allen Seiten bedroht waren, im Süden von den Portugiesen, im Westen von Engländern und Belgiern, im Norden von Buren und Engländern und von der See aus wieder von den englischen Kriegsschiffen. Wir waren ganz auf uns selbst angewiesen.

Ich weiß, was drüben von allen Seiten geleistet wurde, ich weiß, wie unser kleines Heer gegen die riesige Übermacht focht und kämpfte, es hat nicht nur in seiner Gesamtheit Heldentaten vollbracht, nein zwanzigfach ist jeder einzelne ein Held! Diese wenigen tausend Deutschen haben sich ihres Volkes in jeder Hinsicht würdig gezeigt.

Unsere schwarzen Askaris wurden von allen Feinden bewundert. Wie die Engländer, so waren auch die Belgier ihres Lobes voll. Die indischen Soldaten hatten große Angst vor ihnen. Wenn ihr geliebter Leutnant oder Hauptmann fiel oder verwundet wurde, gingen sie wie die Teufel los. Unsere Schwarzen haben mehr als ihre Pflicht getan; sie kämpften Seite an Seite mit uns Deutschen für

Digitized by Google

das Land, das ihre Heimat ist. So bedauerlich und verbrecherisch die Tatsache auch ist, den furchtbaren Krieg bis in diesen Weltteil hineinzutragen, so muß man andererseits unsern schwarzen Kindern das größte Lob für ihr Vertrauen zur deutschen Regierung und zur deutschen Heeresleitung aussprechen. Der Gouverneur und der Kommandant waren für sie der Inbegriff von Kaiser und Reich.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Unterbrechung der Ugandabahn. — Bukoba geplündert. — Gegen die Belgier im Westen. — Die Kriegserklärung Portugals. — Wird unsere Munition reichen?

An der Nordgrenze führten unsere jungen Truppen schneidige Streiche gegen die englische Zentralbahn aus, die unzählige Male gesprengt wurde. Die Leute meldeten sich stets freiwillig dazu. Um ihre Leistungen richtig einzuschätzen, ist die nähere Kenntnis der Gegend zwischen dem Kilimandjaro und der Ugandabahn erforderlich, in der eine sogenannte Durststrecke von 38 Stunden liegt. Wasser konnte bei der herrschenden Hitze nicht mitgeführt werden, so daß der Weg hin und zurück schon eine Heldenleistung war. Und wie oft wurde sie vollbracht! Ich erinnere mich des ersten langen Briefes meines Hausverwalters, der als Unteroffizier eingezogen war und sich auch zu diesem Gange gemeldet hatte. Er schrieb: „Unser Durst war unerträglich. Wasser hatten wir nicht mehr, wir überlegten, was wir

Digitized by Google

machen sollten, und schließlich mußten wir, wie in der Bibel erzählt, unseren Urin trinken."

Bei solchen Märschen bekamen die Leute wunde Füße, und unsere Liebesgabenstrümpfe taten da große Dienste. Beinah alle Frauen im Schutzgebiete haben gestrickt, denn die von mir geschaffene Einrichtung erstreckte sich mit Unterstützung der Postbehörde auf das ganze Schutzgebiet. Viele konnten nicht stricken, aber sie lernten es bald. Alle Afrikaner waren überrascht, als ich zur Geburtstagsfeier der Kaiserin mit dem Strickstrumpf in der Hand erschien. Meinem Beispiel folgten bald alle übrigen Frauen, und unseren Soldaten war geholfen. Sogar v. Lettow-Vorbeck erzählte meinem Mann, er hätte abgeschnittene Hemdärmel anstatt der Socken tragen müssen, bis er meine gestrickten Strümpfe bekam.

Das größte feindliche Unternehmen in dieser Zeit fiel auf den 21. Juni 1915, wo in Bukoba 800 Engländer und einige Farbige vom 25. Royal-Füsilierregiment mit 21 Geschützen auf 7 Dampfern landeten. Sie traten dann in geradezu brutaler Weise auf. Es wurde geplündert und geraubt, sogar die Möbel in den Privathäusern schlugen sie kurz und klein. Die Boma wurde in Brand geschossen und der Funkenturm zerstört. Nach den Schilderungen von Augenzeugen haben

Digitized by Google

sich diese rohen und gemeinen Leute am schlechtesten von allen benommen. Major von Stuemer verteidigte sich tapfer mit seiner schwachen Kompagnie und fügte dem Feinde schwere Verluste zu. Am 24. besetzten unsere Leute Bukoba wieder.

In Portugiesisch-Ostafrika brach ein Aufstand unter den Eingeborenen aus, ebenso im Njassaland. Die Häuptlinge wandten sich an meinen Mann und baten um Hilfe, die wir leider nicht leisten konnten. Das war einer der schönsten Beweise für das Vertrauen der Schwarzen zur deutschen Regierung.

Nun begannen die Engländer eine Bahn von Voi-Makatau nach Taveta zu bauen. Sie stießen stets mit Panzerautos vor, gegen die unsere Gewehre nichts ausrichten konnten. Trotzdem ließ der Heldenmut unserer Soldaten nicht nach. Sie griffen immer wieder an, bis am 14. Juli ein großes Gefecht bei Mbuyuni stattfand, in dem uns etwa 1600 Mann mit Maschinengewehren und Geschützen angriffen. Sie wurden von uns glänzend unter großen Verlusten zurückgeschlagen, denn unsere Leute waren ihnen in der Bedienung des Maschinengewehres überlegen. Die Engländer selbst gaben dieses zu und sagten: „Die Deutschen sind Künstler in der Handhabung der Maschinengewehre“ (artists with mashineguns).

Digitized by Google

Überall wurden kühne Vorstöße unternommen. Die Engländer erkannten, daß weder sie noch ihre indischen Truppen etwas gegen uns ausrichten konnten. Die schwarzen mohammedanischen Suaheli-Askaris waren nicht zu bewegen, gegen uns zu kämpfen. Und dies geschah trotz aller englischen Prahlerei: „Wenn sie nach Moschi marschieren." So stand in einem Gedicht, das im „East African Standard" erschien. Diese britisch-ostafrikanische Zeitung rühmte bereits, daß die Engländer uns bald niedergeworfen hätten. Aber sie konnten nichts ausrichten. Gerade die „EastAfricans" hatten große Verluste. Sie mußten die Buren zwingen, gegen uns in Deutsch-Ostafrika ins Feld zu ziehen. Der Raub der deutschen Kolonien sei doch sehr ehrenvoll, sagte man ihnen. Wir hatten eine zehn- bis zwölffache Übermacht gegen uns, allein 100 000 Weiße, ohne die schwarzen Truppen zu rechnen. Wir konnten nichts nachschieben, da wir keinen Ersatz hatten. Jeder gefallene Deutsche, und besonders jeder Offizier bedeutete für uns einen schweren Verlust. Dagegen hatten die Engländer eine unerschöpfliche Quelle von Mannschaften in Südafrika. So schmolz unser Häuflein immer mehr durch Krankheit und Krieg zusammen, und es kostete auch unter den für uns günstigen Kämpfen immer wertvolle Kräfte, um den Feind abzuwehren und das Land frei zu

Digitized by Google

behalten. Unsere Patrouillen hatten oft tagelang nichts zu essen, da ihr Brot vertrocknete und und sie nichts anderes hatten. Ich erinnere mich, daß ein früherer Gardeoffizier mir erzählte, er habe gebratene weiße Ameisen (Termiten) essen müssen, um sich am Leben zu erhalten. Trotzdem war der Unternehmungsgeist der Truppe fabelhaft. Die jungen Leute zogen sich in dem ungünstigen Klima durch Überanstrengung Herzkrankheiten zu, dennoch hielten sie kühn und tapfer aus. Zu den Vorstößen nutzten die Engländer stets die Regenzeit aus, weil dann Wassersnot im Norden herrschte. Aber es gelang ihnen nicht, bei uns Boden zu gewinnen.

Als wir genügend Askaris ausgebildet und neue Kompagnien zusammengestellt hatten, wurden einige weitere Kompagnien nach dem Russisi geworfen, wo die Belgier anfingen, lästig zu werden. War dort für unsere Truppen die Regenzeit schon sehr unangenehm, so kam noch erschwerend dazu, daß die Gegend im Gebiete der Schlafkrankheit lag. Mit der Glossina palpalis (Schlafkrankheitsfliege) wetteiferten die Moskitos, um unseren weißen und schwarzen Soldaten das Blut zu verseuchen. Deshalb verließ General Wahle, nachdem er die Belgier geschlagen hatte, diese Gegend. Kurz darauf, im Juni 1915, wurde einige Tage an der Farm

Digitized by Google

Jericho in der Nähe von Bismarckburg im englischen Gebiet hart gekämpft. Die Engländer hatten dort eine starke, neu ausgebaute Station. General Wahle mußte jedoch das Gefecht abbrechen, da es für unsere schwachen Kräfte aussichtslos war. Hier fiel Proempeler, der frühere Bezirksamtmann von Tabora. Er war Reserveoffizier und erst kurz vorher zur Truppe versetzt worden. Während dieser Zeit beförderte der „Graf Goetzen" unsere Soldaten auf dem Tanganjika-See hin und her. Die Leistung dieses Schiffes war für uns von ungeheurem Werte.

Inzwischen zogen die Engländer und die Belgier überall starke Streitkräfte heran. Zeigte sich eine kleine Patrouille von uns auf Erkundigungsvorstößen, dann hieß es, „die Deutschen wollten mit starken Kräften die englische Kolonie oder den belgischen Kongo erobern".

Das lasen wir oft in den englischen Zeitungen, die unseren Truppen in die Hände fielen. Und dabei offenbarte „Kings Broschure", die bei Tanga gefunden wurde, Englands Absicht, Deutsch-Ostafrika zu erobern und zu behalten!

Die Engländer waren sehr enttäuscht, daß die erhofften Eingeborenenaufstände ausblieben. Nach „Norman Kings" Bericht hatten sie so fest darauf gebaut, daß sie es nicht glauben wollten, daß

Digitized by Google

die Eingeborenen so treu zu uns hielten. So verlief das Jahr 1915 für uns ruhig.

Die Kriegserklärung Portugals hatte für uns böse Folgen. Wir konnten nun auf dem bisherigen Wege keine Medizin mehr bekommen und verloren auch unsere Postverbindung. Bis dahin hatten wir Telegramme, Briefe und vor allem Zeitungen erhalten, aber jetzt waren wir gänzlich abgeschnitten. Unser Verlangen nach Zeitungen wurde unbeschreiblich. Anfangs hörten wir zuweilen noch etwas durch Konsul Reuter aus Lourenço Marquez, der für uns sehr tätig und rührig war, aber nun war auch diese Verbindung unterbrochen. Wir erfuhren auch, daß es den dortigen Deutschen schlecht erginge. Am Tage vor der Kriegserklärung hatte ich an den portugiesischen General-Gouverneur ein Telegramm mit der Bitte des Roten Kreuzes geschickt, uns die Medizin zu übermitteln, die an unserer Grenze in Palma seit langer Zeit lagerte und nicht ausgeliefert wurde. Selbstverständlich wartete ich vergeblich auf Antwort, denn der eigentliche Gouverneur von Lourenço Marquez war nicht mehr der portugiesische General, sondern der englische Konsul General Macdonnel. Der letztere war schon im Frieden der mächtigere. Das konnte ich schon vor dem Kriege auf meiner Reise nach Kapstadt beobachten. Ich

Digitized by Google

weilte damals einige Tage als Gast in seinem Hause und lernte ihn und seine Gattin näher kennen. Der portugiesische Gouverneur wechselte nahezu in jedem Jahre, während der englische Generalkonsul auf seinem Posten blieb. Zu Anfang des Krieges hatten wir von unserer Seite aus irrtümlicherweise eine portugiesische Station angegriffen. Mein Mann ließ sich sofort beim portugiesischen Gouverneur entschuldigen, da es lediglich ein Mißverständnis des betreffenden Offiziers gewesen sei, der von allen abgeschnitten war. Hierauf war alles wieder gut, denn die Portugiesen befürchteten zu dieser Zeit, wir würden gegen sie vorgehen. Sie sammelten europäische Truppen am Rowuma mit schönen Pferden usw. an. Menschen und Tiere gingen jedoch wegen des schlimmen Klimas zugrunde. Auch ist dort eine furchtbare Tsetse-Gegend. Nach der Kriegserklärung vergrößerte Portugal selbstverständlich seine Streitkräfte und wendete sich gegen uns, wenn auch ohne Erfolg. Eine einzige Kompagnie unter Kapitänleutnant Hinrichs von der „Königsberg" reichte aus, 4000 Mann abzuwehren, und so blieb es während der ganzen Kriegsdauer. Bis zu meinem Weggang gelang es den Portugiesen nicht, über den Rowuma zu kommen.

Muansa wurde wie Daressalam von der See

Digitized by Google

aus mehrfach beschossen, ohne größeren Schaden zu nehmen. Wir hatten unsere Geschütze von der „Königsberg“ da oben aufgestellt. Um sie von dem Rusidji heraufzubringen, kostete es ungeheuer viel Arbeit und Geduld; Leutnant zur See Kohtz bezeichnete sie geradezu als eine Vorbereitung für den Himmel. Die Geschütze mußten auf alten, zerbrechlichen Ochsenwagen befördert werden, die nicht für schwere Lasten berechnet waren. Diese primitiven Inderwagen sind zwar leicht herzustellen, aber sie halten nur wenig aus. Bald gingen die Räder ihren eigenen Weg, bald sanken sie tief in den Sand ein. Deutlich waren die Spuren auf der Straße von Muansa zu sehen, denn der Weg war lange Zeit für andere Wagen unbefahrbar. Auch nach Moschi wurden zwei Geschütze geschafft, und in Daressalam waren Lafetten dafür gebaut worden, was auch eine sehr schwierige Arbeit war. Leider besaßen wir nur noch sehr wenig Munition für die Geschütze, und wenn alles verschossen war, mußten sie notwendigerweise von uns gesprengt werden. Im Gefecht waren die Geschütze sehr schwer beweglich; deshalb konnten die Engländer oder die Buren in ihren Berichten öfters melden: „Geschütze erobert“. Ihre Überlassung geschah nur aus obigen Gründen.

Der Munitionsmangel bereitete uns viel Kopfzerbrechen. Mein Mann hatte in Deutschland ein

Digitized by Google

Hilfsschiff erbeten, aber wir gaben alle Hoffnung auf, daß es uns noch erreichen würde. Unsere armen Soldaten liefen in geflicktem Zeug in den Städten herum, und kamen sie aus dem „Pori" (Busch), dann schämten sie sich in die Städte zu ziehen. Sie lagerten meistens draußen, bis sie etwas von der Etappe bekamen, um ihre Blöße zu bedecken. Ich erinnere mich, mit welcher Freude die 29. Kompagnie aus Neu-Langenburg unsere Wäschekörbe voll Liebesgaben: Hemden, Strümpfe und Kleinigkeiten wie Kämme, Zahnbürsten usw. empfing. Freudenausbrüche wie: „Ach Himmel, ein Kamm! Ich fühle mich wie ein Gott!" konnte man da vernehmen. Sie hatten im Felde alles verloren und mußten wie die Wilden leben. Für die armen Junggesellen sorgte niemand, aber die verheirateten Männer wurden von ihren Frauen betreut, solange sie in erreichbarer Nähe waren.

Die immer größeren Ansammlungen der Buren und Belgier an der Grenze beunruhigten uns sehr. Wie zu Anfang des Krieges gingen auch jetzt allerhand Gerüchte und phantastische Erzählungen überall in der Kolonie herum. Bezirksamtmann Reuß sammelte anfangs alle diese Gerüchte, er mußte es aber nach kurzer Zeit wieder aufgeben, weil sie sich allzusehr häuften. Schneller als die drahtlose Telegraphie verbreiteten

Digitized by Google

die Schwarzen solche Gerüchte. So zum Beispiel erhielten wir die Nachricht von dem Gefecht bei Karonga unter Major von Langenn aus Neu-Langenburg nach Daressalam zwei Wochen eher, als die amtliche Meldung uns erreichte. Allerdings waren die Einzelheiten oft ganz entstellt. Die Schwarzen rufen die Neuigkeiten von Berg zu Berg, und so werden die Nachrichten schnell im Lande verbreitet.

Aber unser Munitionsvorrat! Wie lange würde er noch reichen? Diese Frage quälte uns alle. Wir wußten, daß unsere wundervolle Truppe mit ihren hervorragenden Führern bis zum letzten Manne standhalten würde. Mein Mann war gegen jede Kapitulation. Wohl sollten die Städte für den Fall eines Einmarsches der gewaltigen feindlichen Macht geräumt werden, aber an eine Kapitulation dachte niemand. Das Schicksal Südwests stand uns allen vor Augen. Ich erinnere mich, wie mein Mann die telegraphische Meldung davon durch unsere Post empfing. Sein Gesicht war bleich und ernst. „Hier bei uns darf nicht kapituliert werden, wir müssen bis zum letzten Manne kämpfen," sagte er. Am liebsten wäre er selbst mit dem Gewehr in der Hand an die Front gegangen, nur schwer sah er ein, daß das nicht ging.

Von Lettow-Vorbeck war ebenfalls stets voll

Digitized by Google

Zuversicht und guter Laune. Wo es nur irgend anging, auch in kleinen Gefechten, erbeuteten wir Munition. Stets wurde der Befehl ausgegeben: „Gewehre und Munition erbeuten!“ und die Kompagnien mußten oft selbst ihre Munition holen. Immer hieß es, damit sparen; General Wahle gab sehr ungern Munition aus.

General Smuts, der sehr eitel und ehrgeizig war, wollte wie Botha gleichfalls einen Feldzug leiten und Lorbeeren ernten. Der englische General Smith-Dorrien, der von England für diese Aufgabe hinausgeschickt wurde, mußte daher offiziell krank werden, und Smuts übernahm den Oberbefehl. General Deventer sollte sein Automobilkorps, das er mit großem Erfolge in Südwest angeführt hatte, auch gegen uns führen. So befanden wir uns am Ende des Jahres 1915 in großer Spannung, denn zu Anfang des neuen Jahres erwarteten wir stärkere Angriffe. Smuts soll damals erklärt haben, „bis zum Mai hätte er die ganze Kolonie in seinem Besitz“. Eine spätere Äußerung in der Kap-Zeitung lautete: „bis zum Juli bekäme er sie ganz bestimmt bis zum Rowuma.“ Er mußte aber noch zwei Jahre warten, ehe er sein Ziel erreichte. Smuts glaubte aber, daß Ende 1916 alles fertig sei, verließ Deutsch-Ostafrika und reiste nach England, wo er sich als großen Helden feiern ließ. Erst Ende 1917 sind

Digitized by Google

unsere Leute über den Rowuma ins portugiesische Gebiet übergetreten, obwohl der Feind überall Wachen aufgestellt hatte, um es zu verhindern. Aus Gefangenenbriefen bekam ich die Nachricht, daß es sowohl dem Gouverneur wie dem Kommandeur zu dieser Zeit „glänzend" ging.

Wie schon gesagt, wurde Ende 1915 und Anfang 1916 überall eine erhöhte Tätigkeit des Feindes wahrgenommen. Zum Tanganjika schafften die Engländer stark gebaute Boote hinauf. Unsere „Kingani" wurde vernichtet, und die „Hedwig" erreichte beinahe dasselbe Schicksal, als sie nach der „Kingani" suchte. Später freilich entging auch sie nicht dem Schicksal der Vernichtung. Die mit den Belgiern vereinigten Engländer beherrschten nun den Tanganjika. Leider war „Graf Goetzen" zu groß und ohne Geschütze, um sich als Kampfschiff beteiligen zu können. Er blieb daher im Hafen. An der belgischen Grenze entbrannten nun heftige Gefechte, denn die Belgier hatten aus Europa weiße Offiziere und Gebirgsgeschütze bekommen; hier standen zwei Brigaden bereit. Die Nordtruppe unter General Tombeur kam vom Norden des Kiwu-Sees, die Westtruppe über den Russisi, außerdem beherrschten die Belgier noch verschiedene Teile des Tanganjika-Sees. Die Engländer standen uns an der Südwestgrenze von

Digitized by Google

Rhodesia aus bei Bismarckburg und Neu-Langenburg und an der Nord- und Nordwestgrenze des Viktoria-Sees mit ihrer Hauptmacht und einer Brigade „Lake-Forces" gegenüber. Dazu lagen beständig viele Kriegsschiffe an der Küste, die uns beschossen und später auch das indische Expeditionskorps landeten. Die Portugiesen hielten 4000 Mann stark am Rowuma. Das war unsere Lage zu Anfang des Jahres 1916.

Wird unsere Munition einer solchen Macht gegenüber reichen? Diese brennende Frage beschäftigte uns am meisten. Aber unser Mut sank nicht, im Gegenteil herrschte allerseits einmütige Entschlossenheit. Ach, wie haben unsere Ostafrikaner gefochten und ihre Pflicht fern von der Heimat erfüllt! Ohne Nachricht von ihrer Familie und jahrelang ohne irgendwelche Auszeichnung für ihre Heldentaten, teilweise ohne Beförderung, taten sie alles nur aus Pflichtgefühl. Eine selten große Leistung, die einzig in der Geschichte dasteht! Beinahe vier Jahre lang gelang es einer Handvoll Deutscher, den vereinigten Kräften der Verbündeten standzuhalten, und in diesem langen Zeitraume vermochte kein Feind, ihren unbeugsamen Willen zu brechen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der große Angriff. — Unser zweiter Blockadebrecher. — Der große Durchbruch an der Zentralbahn. — Ost von West getrennt.

Im Januar griffen uns südafrikanische Truppen im Norden am Eldorado mit schwerer Artillerie an; sie wurden von Major Kraut und Hauptmann Schulz zurückgeworfen. Diesem Gefecht folgten noch mehrere. Es gelang uns aber stets wieder, den Feind bis Marz zurückzutreiben. Dann begann der große „Push" (Stoß), wie die Engländer sagten, und sie kamen in Massen. Die offenen Plätze, wie Taveta und Eldorado mußten geräumt werden, ebenso im letzten Augenblick Moschi. Von Lettow-Vorbeck führte hier selbst an, während Major Fischer die Aufgabe hatte, den Feind zwischen dem Kilimandjaro und Meru aufzuhalten. Fischer besaß seinerzeit die besten Askarikompagnien des Schutzgebietes, und war als militärischer Erzieher der Schwarzen berühmt. Er

Digitized by Google

hatte auch jetzt auserlesene Kompagnien unter seinem Kommando.

Von Lettow-Vorbeck faßte den Entschluß, sich am Reataberg festzusetzen, um den Einmarsch der Engländer aufzuhalten. Die folgenden Gefechte brachten den Engländern schwere Verluste. Wir hielten den Berg, trotzdem es den Engländern einmal gelang, darauf Fuß zu fassen.

Fischer fand die Engländer leider erst, als es zu spät war, ihnen den Weg abzuschneiden, und so konnten sie von Lettow-Vorbeck in den Rücken fallen. Infolgedessen war der letztere gezwungen, zurückzugehen.

Unsere nächste Stellung war Kahe an der Usambarabahn und am Ruvufluß. Hier unternahm Oberst von Lettow-Vorbeck nachts einen furchtbaren Angriff. Unser Adjutant, Hauptmann von Heyden-Linden, beschrieb ihn mir als das Schrecklichste, was er bis dahin erlebt habe. Als der Morgen graute, lag der Berg fußhoch mit englischen Leichen bedeckt. Die Schlacht dauerte drei Tage. Die zurückgeworfenen Engländer holten jedoch stets frische Kräfte heran und versuchten, unsere Truppe durch Umgehung zu umklammern. Nach so blutigen Verlusten fanden sie keinen Geschmack mehr an Gefechten und versuchten wie in Südafrika die Umgehungsmethode. Wir mußten

Digitized by Google

Kahe räumen, unsere nächste Stellung war Lemheni. Die Engländer besaßen eine große Anzahl Generäle, und ihre Truppenmacht verhielt sich ungefähr zu der unsrigen wie zwölf zu eins.

Hinter dem Pare-Berge tauchten auch einige englische berittene Kompagnien auf. Mombo war eine große Etappenstation, und in Wilhelmstal waren alle Frauen aus Moschi und Aruscha untergebracht worden. Selbstverständlich entstand große Aufregung.

In dieser Zeit trat ein für uns bedeutendes Ereignis ein. Unser zweites Hilfsschiff kam an. Welche Erleichterung! Der braven „Marie" war es gelungen, durchzuschlüpfen, ohne vom Feinde bemerkt zu werden. Und alles konnte ausgeladen werden, bevor die Engländer Nachricht davon erhielten. Zudem war die Sudi-Bucht so voll Minen gestreut, daß es für den Feind unmöglich war, einzudringen. Etwa vierzehn Tage später wurde die „Marie" beschossen, aber der Kapitän drahtete: „Beschädigt, kann aber nach Ausbesserung ausfahren!" Dies geschah auch, und dem tapferen Kapitän gelang es, nach Batavia zu entkommen. Der Dampfer hatte uns Briefe und Zeitungen mitgebracht. Mein Mann wußte zwar nicht, daß Privatpost mitgekommen war, denn alles wurde so geheim gehalten, damit niemand eher etwas davon

Digitized by Google

erfuhr, als bis die Briefe mit dem Poststempel „Lindi“ ausgehändigt wurden. Es ist nämlich in der Kolonie sehr schwierig, etwas geheim zu halten. Mein Mann und von Lettow-Vorbeck entzifferten ihre Telegramme stets selbst, da es nur auf diese Weise möglich war, daß sie nicht sofort bekannt wurden. Ich entsinne mich, daß ich im Anfang des Krieges die beiden Herren einmal von der Bahn abholte und zu ihnen sprach: „Meine Herren, man sagt das und das.“ Beide blickten mich entsetzt an. „Wo hast Du das her?“ fragte mein Mann. „Hanna (seine Kusine) hat es aus der Stadt mitgebracht,“ antwortete ich. „Staatsgeheimnisse“ waren es, die ich da so unschuldig ausplauderte und von denen die beiden glaubten, daß kein Mensch etwas davon wüßte.

Unsere „Marie“ brachte Geschütze, Maschinengewehre, Patronen und Ausrüstungsgegenstände mit. Welche Erleichterung! Nun wollten wir sehen, ob General Smuts seine Prahlerei: „die ganze Kolonie bis Juli zu erobern und dazu die ganze Truppe samt Gouverneur und Kommandeur“ wahr machen konnte. Nun atmeten wir auf, denn die Unseren konnten leichteren Herzens kämpfen, brauchten sie doch nicht mehr jede Patrone zu zählen.

Zwar war es wiederum sehr beschwerlich, die Ge-

Digitized by Google

schütze hinaufzubefördern. Trotz aller Anstrengung dauerte es doch einen Monat. Da Regenzeit war, versanken die schweren Geschütze samt den Wagen im Schlamme der aufgeweichten Wege. Ochsen mußten dutzendweise vorgespannt werden. Alles, was man irgend tun konnte, um den Transport zu beschleunigen, geschah. Das gesamte Material hinaufzubringen war für die Trägerkolonne eine übermenschliche Leistung; glücklicherweise hatte man alles lastenweise verpackt. Zur selben Zeit brauchten wir Tausende von Trägern zum Abtransport des Nordetappendepots.

Dazu überflogen englische Flieger die Transportstraße und bewarfen sie oft mit Bomben, aber ohne viel Schaden anzurichten.

Wir konnten zuerst alles auf dem Motoplateau südlich von Lindi aufstapeln und dann nach und nach hinaufbringen.

Zur selben Zeit kamen die Engländer wieder nach Daressalam. Aber unsere dortige Garnison besaß keine Gewehre, da man alles an die Truppen im Norden abgegeben hatte, und Looff erwartete die neuen vom Hilfsschiff. So beschossen die Engländer die „Tabora", bis sie sank. Der „Präsident" war schon lange vorher hinter Lindi in Brand geschossen worden. Auch der „Markgraf" in Tanga erfuhr das gleiche Schicksal. Den kleinen „Kaiser

Digitized by Google

Wilhelm" versenkten wir selbst im Hafeneingang, ebenso den „König".

In Tabora war ein lebhaftes Kommen und Gehen. Mein Mann empfing durch einen Parlamentär ein Abkommen zwischen Deutschland und England über die Zivilgefangenen. Geistliche, Frauen und Kinder, sowie Männer unter 17 und über 50 Jahren sollten nicht mehr interniert werden. Daraufhin ließen wir alle Zivilgefangenen frei; es wurden ihnen Wohnungen in Tabora zugewiesen und Entschädigung gezahlt. Aber mehrere Frauen fürchteten sich so sehr, allein zu sein, daß sie eines Tages zu mir kamen und mich baten, für sie die Erlaubnis auszuwirken, wieder ins Gefangenenlager zurückkehren zu dürfen.

Die Engländer hatten es in materieller Hinsicht im Lager recht gut. Sie wurden gut verpflegt und erhielten saubere Betten mit Moskitonetzen, wie sie unseren Leuten später vielfach fehlten. Mit Kleidung, die sie auf Verwendung meines Mannes von der englischen Regierung bekamen, waren sie besser ausgerüstet als wir. An Arzneimitteln litten sie trotz unserer eigenen Knappheit keinen Mangel. Chinin wurde uns auf einen Antrag hin nur in kleineren Mengen von den Engländern für sie geliefert.

Die Familien durften in dem Lager auch zu-

Digitized by Google

sammenbleiben. Leider konnten sich die zwei vertretenen englischen Missionsgesellschaften nicht mit einander vertragen, was oft zu Streitigkeiten unter ihnen führte.

Über die Kongoneger gingen furchtbare Gerüchte um. Kein Mensch, Freund oder Feind, wollte in die Hände der Belgier und ihrer furchtbaren Schwarzen fallen. Aber all diese Schrecken hielten zwei Liebende nicht ab, sich zu heiraten. Er war im Gefangenenlager, sie war frei. Sie bekamen die Erlaubnis, und im Interniertenlager wurde Hochzeit gefeiert.

Deventer rückte nun mit seiner Macht gegen das geräumte Aruscha, und während die Deutschen auf der einen Seite ausmarschierten, zog die englische Reiterkompagnie auf der anderen Seite ein. Wir hatten nur eine Kompagnie jenseits Aruscha am Lolkisale stehen. Das Wasser war knapp, und die Stellung mußte wegen der Wasserverhältnisse gehalten werden. Dies führte zu ihrem Verhängnis. Sie wurde auf dem Berg umzingelt, und nur einer Krankenkolonne gelang es, mit dem Verwundetenführer Oberleutnant von Haxthausen nach Ufiome zu entkommen. Das betreffende Telegramm bekam mein Mann am 10. April. Von Lettow-Vorbeck, der von dieser Kompagnie vollständig abgeschnitten war, wurde erst von meinem Manne davon benachrichtigt.

Digitized by Google

Der Einmarsch war für uns bedeutungsvoll. Der Weg führte von Aruscha nach Kondoa Irangi. Man hatte nicht geglaubt, daß die Straße für die große Masse gangbar sei. Unser Kommandeur war selbst diesen Weg marschiert, als er einige Monate vor Ausbruch des Krieges seine erste „Safari" in der Kolonie antrat.

Aber die englischen Panzerautos überwanden jedes Hindernis. Die Leute erzählten, daß sie Bäume abmähten. Ob etwas Wahres daran ist, kann ich nicht sagen, aber daß wir nichts gegen diese Kolosse ausrichten konnten, zeigte sich. Unsere Geschosse prallten wirkungslos an ihnen ab.

Wir hatten weiter keine Hilfstruppe als diese eine versprengte Kompagnie, um den Feind aufzuhalten. Nun bekam er freien Weg und konnte innerhalb zweier Wochen in Dodoma an der Mittellandbahn sein, wenn ihm sonst nichts in den Weg traf.

Mein Mann war zu dieser Zeit unruhvoller als ich ihn je gesehen habe, und man muß sagen, er hatte Grund dazu. Unsere Etappenstationen waren überfüllt und unser Rückzug noch nicht genügend vorbereitet. Mindestens drei Monate brauchte man, um alles nach dem dazu bestimmten Ort wegzuführen. Konnte das in dieser Zeit nicht geschehen, dann war unsere Truppe

Digitized by Google

durch Mangel an Munition und Nahrung vernichtet.

Um es zu verhindern, eilte von Lettow-Vorbeck mit der Hälfte seiner Kräfte herbei und überließ Major Kraut den Oberbefehl im Norden. Am 13. April fuhr mein Mann von Tabora nach Morogoro, wo er mit von Lettow-Vorbeck zusammentraf, um die Lage mit ihm zu besprechen und um die allgemeine Leitung von diesem Mittelpunkt aus zu übernehmen. Die Geschäfte in Tabora übergab mein Mann inzwischen dem Regierungsrat Brandes als dem ältesten, nicht eingezogenen Beamten; diesem erteilte er auch Vollmacht für den Fall einer Unterbrechung der Verbindung.

Von Lettow-Vorbeck gelang es, den Feind drei und einen halben Monat bei Kondoa Irangi aufzuhalten. In Ufiome herrschte Regenzeit, und vor allem waren die Panzerautos steckengeblieben. Aber sobald der Regen vorbei war, rückten unsere Gegner schnell nach Kondoa vor. Hier konnten sich unsere Truppen wegen Wassermangel nicht länger halten. Es war so wenig Wasser vorhanden, daß bei der Hitze auf die Person nur ein Liter täglich zum Trinken und Waschen kam. Die dürstenden Ochsen brüllten laut und wurden wild, ja viele verendeten vor Durst.

Die feindliche Artillerie war sehr stark, und

Digitized by Google

unsere Stellung wurde erheblich beschossen. Als mein Mann einmal dort war, wurde sein Zelt vollständig zerstört und mehrere Offiziere verwundet, aber glücklicherweise war er selbst nicht mehr darin.

Im besetzten Gebiet benahmen sich die Eingeborenen den Engländern gegenüber anfangs freundlich. Es fehlte den Schwarzen an Baumwollstoffen, aber sobald sie ihre Lendentücher und ihre Fulanas[1] hatten, zogen sie ruhig und stumm ab. Es war nicht mehr möglich, etwas aus ihnen herauszubekommen.

Kondoa war für unsere Soldaten einer der gesündesten Kampfplätze, da man hier im Freien schlafen konnte, ohne Malaria befürchten zu müssen. Trotzdem es nachts kalt war, erholten sich hier viele. Von Lettow-Vorbeck blieb bis gegen Ende Juli 1916 in Kondoa. Als mein Mann vom 22. bis 25. Juli in Tabora war, kam die Nachricht, daß die Engländer Tanga besetzt hätten. Auch Pangani war in ihre Hände gefallen. Mein Mann fuhr mit dem letzten Zug nach Morogoro ab. Während er durch Dodoma fuhr, überflogen englische Flugzeuge den Ort. Wenn sie gewußt hätten, daß der Gouverneur so nahe war! Einige

[1] Trikothemden.

Digitized by Google

Stunden später zogen die Buren in Dodoma ein. Damit waren wir abgeschnitten, denn durch den ersten Durchbruch der Engländer an der Zentralbahn wurde der Westen und Osten getrennt.

Obgleich wir nun ganz auf uns selbst angewiesen waren, besaßen wir immerhin unsere Westtruppe, die aber nicht ganz 2000 Mann zählte. Wir hatten im ganzen 11 Kompagnien mit je 175 Mann. Ein Teil der Offiziere war oft unfähig, Dienst zu tun, da sie stark an Fieberanfällen litten.

Unsere Bahn wurde von Dodoma bis Tabora gesprengt. Ich sprach später einmal mit Leuten im Lazarett, die diese Sprengung mit ausgeführt hatten, und sie erzählten mir, daß sie die Arbeit gründlich getan hätten. Von dieser Seite konnte also der Feind so bald nicht zu uns gelangen. Wir erwarteten ihn auch nicht von hier, da der Marsch von Morogoro oder Dodoma mindestens einen Monat dauerte. Auch fehlte es an Wasser, denn wir hatten die Brunnen der Eisenbahnstationen ebenfalls unbrauchbar gemacht.

Nach der Besetzung von Muansa rückten die Engländer mit zwei Brigaden, der Artillerie und einem großen Train vor. Die Belgier schnitten Hauptmann Gudovius mit seinen Leuten den Rückweg ab und nahmen ihn selbst gefangen. Nur einem Teil gelang es, durchzubrechen.

Digitized by Google

General Wahle, der unsere Truppen persönlich anführte, hielt den Feind bei Kahama ungefähr drei Wochen auf. Die Belgier gingen schneller vor als die Engländer, und wo sie hinkamen, war bald alles ausgesogen, ausgeplündert und ausgestorben, denn sie lebten auf Kosten der Eingeborenen und nahmen ihnen alles. Um rascher vorwärts zu kommen, belasteten sie sich nicht mit Lebensmitteln. Der Schwarze galt ihnen nicht mehr wie das Vieh.

Auf der katholischen Missionsstation Mschirombo fragte ein Belgier einen Pater, wohin die Deutschen gezogen wären. Er solle ihnen den Weg zeigen. „Nein," sagte er, „ich bin ein Deutscher. Ich zeige Ihnen nicht den Weg." Daraufhin wurde er erschossen.

Wintgens war sehr beweglich. Er marschierte mit einigen Kompagnien nach Westen gegen die Belgier und warf sie bei Mabama.

Unsere schöne Bahn von Tabora bis Kigoma mußte ebenfalls nach der Besetzung Kigomas gesprengt werden. Auch die gute und kunstvolle Brücke über den Malagarassi wurde vernichtet; ein gleiches geschah mit der Saline Gottorp. Zwar blutete uns das Herz bei der Vernichtung unserer einstigen stolzen Arbeit, aber es half nichts, es mußte geschehen.

Digitized by Google

Nun bereiteten auch wir in Tabora uns für eine Besetzung vor. Aber wir wußten nicht, ob wir in belgische oder englische Hände fallen würden. Nach einem Abkommen zwischen Belgien und England sollten die Engländer in Tabora einrücken. Eine geborene Belgierin, die an einen Deutschen verheiratet war und entzückende Kinder hatte, verlor ihren Verstand darüber; eines Tages versuchte sie ihre drei kleinen Kinder umzubringen, so groß war ihre Angst vor den furchtbaren Kongonegern.

Um alle Verwundeten in Tabora unterzubringen, mußten wir unsere Lazarette vergrößern. Da gab es alle Hände voll zu tun, und das war gut, denn Beschäftigung ist die beste Arznei gegen Einbildung und Nervenschwäche.

Der September rückte heran, und unsere Truppe stand nördlich und westlich von Tabora. Ende August überbrachte mir ein Schwarzer einen Brief meines Mannes aus Morogoro; das Schreiben war einen vollen Monat unterwegs gewesen. Mein Mann schrieb, daß alles gut weggebracht wäre. Der Feind stünde zwei Tagemärsche von Morogoro entfernt. Er selbst sei eben im Begriff, die Stadt zu verlassen. Der Ort fiel am 28. August, gerade an dem Tage, an dem ich den Brief empfing.

Digitized by Google

Herr Brandes leitete inzwischen die Geschäfte mit Ruhe und Überlegung. Alles wurde weggebracht, und Banknoten und Akten verbrannt. Die Frauen bekamen für sechs Monate Gehalt im voraus, und die Lebensmittel wurden auch auf längere Zeit verteilt. Was möglich war, geschah.

Während der Feind immer näherrückte, kämpften unsere tapferen Leute für uns; wir taten aus Dankbarkeit unser Bestes für sie. Unsere Frauen pflegten in den Hospitälern die Verwundeten und Kranken oder gingen mit der größten Aufopferung als Pflegerinnen ins Feld. Schon Mitte September aber schoben sich die Kämpfe von Westen her bis an die Stadt. Am 15., 16. und 17. September wurde erbittert gefochten. Wir hörten täglich in der Stadt den Kanonendonner. Frühmorgens begann die Schlacht, um abends erst zu enden.

Wintgens schlug die Belgier bei Itagi, etwa 2½ Stunden von unserer Stadt entfernt, siegreich zurück; dabei glückte es Leutnant Wahle, dem Sohn des Generals, zwei Geschütze zu erobern. Da die Belgier so weit zurückgedrängt waren, durfte ich hinausfahren und die Geschütze besichtigen. Es sollte meine letzte Fahrt außerhalb Taboras sein.

Der alte General Wahle erstürmte während dieser Schlacht den Berg mit einem Spazierstock. Da

Digitized by Google

aber die Meldung kam, daß die Engländer auf zwei Straßen im Anmarsch seien — von Muansa und über Ndala —, fürchtete Wahle, umklammert zu werden und ließ deshalb am 18. September die Zelte abbrechen. Auch hatte er meinem Manne das Versprechen gegeben, wegen der vielen Frauen, Kinder und Gefangenen in der Stadt nicht zu kämpfen.

Es war Nacht, als unsere letzten Truppen auf dem Bahnhofe durchfuhren. Wir bewirteten sie, wie man Helden empfängt. Alles, was wir noch hatten, gaben wir ihnen mit Lächeln auf den Lippen und blutendem Herzen. Wir waren sehr traurig, als unser letzter Schutz durch Tabora zog. Während wir so unsere Leute stärkten und ihnen alles, was noch an Strümpfen, Hemden und Liebesgaben vorhanden war, gaben, ach, da konnten wir es kaum fassen, daß wir bald feindliche Uniformen und fremde Gesichter sehen sollten. Und wie dankbar waren unsere Soldaten für alles! Wir aber verbargen unsere Tränen, während wir sie bedienten. Die Askaris wurden in gleicher Weise mit Brot, Kaffee und Zigaretten versorgt. Zum Dank schrien sie: „Ashanti sani! Vita Kali kabisha sana“. (Danke vielmals! Es war ein sehr scharfes Gefecht.)

Mir war sehr traurig zumute, als ich General

Digitized by Google

Wahle, dem West-Befehlshaber, und unserem Held Wintgens „Lebewohl“ sagte. Nun waren wir zurückgeblieben und unserem Schicksal überlassen! Aber unsere Helden gingen neuen Kämpfen entgegen, und vielen haben wir damals zum letzten Male die tapfere Hand gedrückt.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Die Besetzung von Tabora. — Die Schreckensherrschaft. — Mißhandlung der Schwarzen.

Am 19. September 1916 rückten belgische Soldaten in Tabora ein. Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll. Diese ersten drei Tage waren so furchtbar, daß mir der Kopf schwindelt, wenn ich daran zurückdenke. Der Krieg im tropischen Afrika spottet jeder Beschreibung. Der Weiße schämt sich vor dem Schwarzen in so hohem Maße, daß jegliche Empfindung von Haß oder Feindseligkeit vor einer grenzenlosen Beschämung verschwindet. Wir bilden uns ein, daß wir den Schwarzen Kultur bringen. Wir predigen Moral und erweisen uns doch in Wirklichkeit noch schlimmer als sie selbst.

Für europäische Begriffe war Tabora keine Stadt, wohl aber ein bedeutender Mittelpunkt. Hier war der Sitz des Gouvernements, das Zivilgefangenenlager lag hier mit etwa 150 Frauen, 100 Kindern und 300 Männern. Die Bevölke-

Digitized by Google

rung zählte also rund 500 Seelen. An Männern waren nur Kranke und Dienstuntaugliche von unserer abziehenden Truppe zurückgelassen worden. Erstere lagen in drei Hospitälern, in dem sogenannten Holzmann-Hospital, dem requirierten Hotel Kaiserhof und dem Feldlazarett in der früheren Regierungsschule. Die Räumung hatte bis spät abends gedauert. Leider war es unserer Truppe nicht möglich gewesen, den Vorteil von zwei Tagen auszunützen, da man befürchtete, von der von Muansa aus anrückenden englischen Brigade abgeschnitten zu werden. Von Norden und Westen her bedrohten unsere Westtruppe nicht nur zwei belgische Brigaden samt einer englischen mit vierzehnfacher Übermacht an Maschinengewehren und Geschützen, sondern es marschierten auch noch starke feindliche Kolonnen von Karema und von Bismarckburg heran.

Die Nacht vom 18. zum 19. September verbrachten wir in großer Aufregung, und niemand in der ganzen Stadt schlief aus Angst vor den schwarzen belgischen Soldaten, denen ein schlimmer Ruf voranging, und unter denen sich kanibalische Stämme befanden. Und der Morgen brach an, ruhig, blutrot, heiß und still. Herr Weber, der stellvertretende Bezirksamtmann, Herr Schoen, der Sekretär beim Gouvernement und der katholische

Digitized by Google

Bischof von den „weißen Vätern“ Leonard gingen den Belgiern als Parlamentäre entgegen, um ihnen zu erklären, daß Tabora nicht verteidigt werde. Nach europäischen Zeitungen jedoch behaupteten die Belgier der Wahrheit zuwider, die Stadt wäre erobert. Es lag uns vor allem daran, daß die vielen schwarzen Soldaten nicht in die Stadt einrückten, sowohl wegen der vielen Frauen und Kinder, als auch wegen des Wassermangels, der knappen Lebensmittel und der wenigen Unterkunftsstätten. Wir wünschten höchstens eine Kompagnie und möglichst wenig Schwarze in der besetzten Stadt zu haben. Der belgische Kommandant und Befehlshaber der Westtruppe erklärte sich auch bereit, auf unsere Wünsche einzugehen. Wie froh und erleichtert atmete ich auf, als ich das hörte! Jetzt würde alles nicht so schlimm werden, wie wir es uns vorgestellt hatten!

Nun war ein belgischer Hauptmann mit Namen Gendarm, der nicht den Mut besessen hatte, das Land, in einem kleinem Boot über den Kongo setzend, zu verlassen, zwei Jahre bei uns interniert gewesen. Er konnte sich aber nach gegebenem Ehrenwort frei bewegen und bezog seine Indemnität. Dieser Mann begab sich frühzeitig zu der belgischen Nordtruppe, bei der sich der Generalstab befand. Und

Digitized by Google

ihm verdanken wir wohl den weiteren Entschluß, der für uns so verhängnisvoll wurde. Die Nordtruppe mit dem Befehlshaber General Tombeur besetzte die Stadt, während die Westtruppe gar nicht mehr in Betracht kam. Auf dem Markte, vor dem Gouvernementsgebäude, der Bank, der Post und allen öffentlichen Gebäuden wurden Wachtposten aufgestellt, und drei Tage lang strömten Tag und Nacht schwarze Truppen durch die Hauptstraße. Unbeschreibliche Szenen fanden statt. Die schwarzen belgischen Soldaten begannen sogleich zu plündern. Die Häuser der Weißen wurden nicht verschont. Auf die kleinste Veranlassung hin wurden unsere Schwarzen niedergeknallt, Frauen und Töchter ihnen genommen und kompagnieweise gebraucht. Ich hatte bei mir mehrere junge Dinger, Verwandte meiner Dienstboten, die den Soldaten entflohen waren; todelend kamen die armen Wesen an. Und meine schwarzen Dienstboten suchten in diesen Nächten mit ihren Familien auf meinen Veranden Schutz.

Man beraubte die Schwarzen ihres Viehs, ihrer Vorräte an Korn und Mtama sowie ihrer Kleider; alles, was sie überhaupt besaßen, wurde ihnen entrissen, und wer ein Wort zu sagen wagte, verlor auch noch sein Leben. Die schutzlosen weißen Frauen, deren Männer im Felde standen,

Digitized by Google

retteten sich in das Missionshaus, wo die Missionare Zelte im Hofe aufschlugen, um die Frauen zu beherbergen. Andere flüchteten zu den früher bei uns internierten Engländern. Es war wie in der Hölle! Ihre Häuser wurden vollständig ausgeplündert. Viele Frauen fanden sich plötzlich im Schlafzimmer einer Garde Askaris mit gefälltem Gewehre gegenüber. Auch die Araber behandelte man schlecht. Ihren Frauen wurden die Ringe aus Ohren und Nasen gerissen und die Schmucksachen von den Füßen gezerrt. Eine Schreckensherrschaft begann, wie wir sie uns trotz der vorangehenden Gerüchte nicht hatten vorstellen können. An Schlaf dachte niemand mehr. Es war ein ständiges Kommen und Fluten von Menschen und Tieren. Unterwegs geraubte Herden, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und alle Habseligkeiten der Schwarzen trieben mitten im wilden Gewimmel, über dem eine Wolke vom Gestank der Schwarzen und der Tiere hing. Dazu das Krachen in den Bäumen, das Siegesgeschrei der Wilden, dann ein Schreckensruf und vereinzelte Schüsse — dann wieder ein Schuß, dem eine kurze Totenstille folgte. Nach einigen Sekunden begann der Lärm von neuem. Es war furchtbar, barbarisch, grausam im äußersten Sinne des Wortes.

Einige Frauen fanden den Mut, zu mir zu

Digitized by Google

kommen und klagten bitterlich über die abscheuliche Behandlung durch die Schwarzen. Da wendete ich mich an die früher bei uns internierten englischen Archidiakonen Mr. Rees und Mr. Woodward. Ich schrieb an beide und bat sie, zu mir zu kommen. Sie kamen sofort, versprachen ihre Hilfe und gingen zu den Engländern und Belgiern. Durch ihre Vermittelung wurde erreicht, daß die Belgier nun wenigstens versuchten, die Flut einzudämmen. Aber das war beinahe unmöglich, da es an Offizieren fehlte, um Ordnung zu schaffen, denn auf eine Kompagnie von 200 Schwarzen kamen etwa nur vier Europäer. Dagegen hatten wir bei einer Kompagnie von 175 Mann 12, bisweilen 20 Weiße. Jetzt erst bekamen die schwarzen Soldaten Befehl, keine weiße Frau zu berühren.

Nach dem Einzug in die Stadt befahlen die Belgier den weißen Frauen sofort, manchmal binnen einer halben Stunde, ihre Häuser zu räumen. Schon in Friedenszeiten herrschte in Tabora großer Wohnungsmangel. Jetzt aber mußte alles nach dem Holzmann-Hügel in einige schlechte Bretterhäuser ziehen. Dort gab es teilweise nicht den geringsten Moskitoschutz, der für die Tropen so nötig ist. Ich sollte zuerst daran glauben. Am 20. September früh 9 Uhr kamen die Herren Brandes, Weber

Digitized by Google

und Schoen, um mir mitzuteilen, daß ich ausziehen müsse, da das Haus für den General benötigt würde. Ich weigerte mich, aber sie baten mich, die Sache zu überlegen. Ich aber blieb fest. Herr Weber und Herr Schoen gingen, um meine Weigerung den Herren vom Stabe mitzuteilen, und ich trat mit Herrn Brandes ins Wohnzimmer. Nach einigen Minuten erschienen drei belgische Herren, der Adjutant des Generals, Major Strohbahn, der Kommandant Gendarm und noch ein anderer, dessen Namen ich vergessen habe. Ungefähr 50 Askaris begleiteten sie und stellten sich überall mit aufgepflanzten Bajonetten auf. Als die Herren in mein Zimmer traten, fragte ich: „Sprechen Sie Deutsch?" Sie verneinten, aber sie verstanden etwas Englisch. Gendarm begann: „Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß Sie dieses Haus sofort räumen müssen. Wir brauchen es für unseren General, der gegen Mittag hier sein wird." Ich antwortete: „Und es tut mir ebenso leid, Ihnen mitzuteilen, daß ich mich weigere, auszuziehen. Askaris genug haben Sie. Sie können mich gewaltsam auf die Straße setzen, aber freiwillig gehe ich nicht. Gehen Sie zu Ihrem General, meine Herren, überbringen Sie meinen besten Gruß und sagen Sie ihm, wenn er etwas von mir wünsche, solle er selbst zu mir

Digitized by Google

kommen; er weiß, wo ich zu finden bin. Guten Tag!" Ich wiederholte noch einmal alles auf Französisch, da die anderen zwei Offiziere kein Englisch verstanden. Die Offiziere blickten sich gegenseitig an. Herr Brandes freute sich schweigend in seinem Stuhle. Meine Hitze war verflogen, so daß ich ganz kaltblütig blieb; ich war aber fest entschlossen, keinen Zoll nachzugeben. Schließlich sagte einer zum andern „Que faire?"

Sie wünschten „Guten Tag" und zogen, in Schweiß gebadet, mit ihren Askaris ab. Die unzähligen Schwarzen, Inder, Araber, Italiener, Griechen und Goanosen[1], die vor dem Hause auf der Straße standen, waren sehr erstaunt, die Belgier so abziehen zu sehen. Sie erwarteten, daß die „Bibi Mkuba" (große Frau) zum mindesten in Ketten gebunden oder mit einer Strippe um den Hals würde abgeführt werden. Statt dessen konnte die „Bibi Mkuba" ruhig im Hause bleiben. Ich schrieb daraufhin an den Befehlshaber der englischen Truppen, General Crewe, und bat um die Erlaubnis, in meinem Haus bleiben zu dürfen. Ich wurde fast kaum mehr belästigt. Nur einmal fand noch eine große Untersuchung statt. Ein belgischer Offizier erschien mit vielen Askaris und suchte das ganze

[1] Mischlinge von Portugiesen und Indern.

Digitized by Google

Haus ab, insbesondere forschte er nach einem Keller. Er wollte nicht fortgehen, ohne den Keller gefunden zu haben. Aber da unser Haus gar keinen Keller besaß, mußte er endlich unverrichteter Sache abziehen. Wie ich nachher hörte, glaubten die Belgier, mein Mann sei bei mir, und wenn Gefahr drohe, so gäbe mein „Ombascha" (der Unteroffizier, der als Wache bei mir war) sofort ein Zeichen und die „Bibi Mkuba" verberge sofort den Gouverneur im Keller. Irgend jemand hatte diesen Scherz einmal erzählt, und die Belgier glaubten fest daran, denn sie wären des Gouverneurs gar zu gern habhaft geworden.

Sehr bald ging das Gerücht um, daß auch die Engländer kämen und General Crewe Gouverneur von Tabora würde. Überall wurde alles beschlagnahmt und die vorhandenen Vorräte für die Lazarette weggenommen. Leider fanden die Feinde in dem Holzmann-Magazin einen großen Vorrat an vielen brauchbaren Dingen, unter anderem über 100 Paar Stiefel, die unserer abziehenden Truppe hatten zugute kommen sollen.

Alle deutschen Männer wurden zur Boma bestellt und sofort ohne vorherige Benachrichtigung im Lager eingesperrt. Selbst Zivilpersonen wurden in der Boma 24 Stunden ohne Nahrung und ohne Zelt und Moskitonetze festgehalten und durften

Digitized by Google

nicht mal austreten. Bei tropischer Hitze mußten 30 Menschen, in einem kleinen Zimmer zusammengepfercht, wohnen. Als einige sich am folgenden Tage bei General Tombeur, der selbst auf der Boma war, beklagen wollten, sagte er: „Mit einem Boche spreche ich nicht."

Auch die Kranken wurden aus den Hospitälern geworfen und sogar aus den Betten geholt; krank und elend mußten sie im Lager auf dem Steinboden schlafen. Dabei sind die Nächte in Tabora kühl, während am Tage gegen 33° Hitze herrscht. Da man den Kranken auch die Koffer ausgeraubt hatte, mußte unbedingt etwas für die Ärmsten getan werden. Meine Kusine, die im Hospital Krankenpflegerin war, schilderte mir die Zustände als sehr schlimm. Das Feldlazarett, in dem die Deutschen jetzt lagen, befand sich neben dem Gefangenenlager. Die feindlichen Gefangenen hatten bei dem Einzug der Belgier das von uns so schön eingerichtete Lager ausgeräumt, so daß die Deutschen nicht die geringste Bequemlichkeit hatten. Nach einer Unterredung mit Dr. Moesta, unserem Zivil- und Lagerarzt, ließ ich sofort aus dem Hospital Betten mit Moskitonetzen hinschicken. Die Belgier ärgerten sich allerdings sehr darüber, scheuten sich aber, weiter mit mir zu verhandeln.

Der stellvertretende Chefarzt der belgischen

Digitized by Google

Truppe, Dr Trolli, kam jedoch zu mir, und wir besprachen vieles. Er erwies sich als ein menschenfreundlicher Mann, der für die Kranken tat, was in seinen Kräften stand.

Nun begann für unsere Deutschen eine Schreckenszeit. Sie mußten auf den Straßen arbeiten, Eisenbahnschienen legen und Holz tragen, ja sogar Karren schieben, was sonst die Eingeborenen zu tun pflegten. Und das alles geschah vor den Augen unserer Schwarzen, deren Herren die deutschen Beamten früher waren. Ganz besonders litt Finanzdirektor Schmeißer darunter. Die Belgier suchten bei uns in Tabora nach Gold und Geld, und da sich keines vorfand, glaubten sie, Schmeißer sei schuld daran, und so mußte er nun die ganze Wut über sich ergehen lassen. Sie glaubten, er habe mindestens eine Million für sich beiseite gebracht. Er wurde auch mehrmals mit Einzelhaft bestraft, da bei den Belgiern das Wort eines Schwarzen mehr als das Wort eines Weißen galt. Herr Brandes schrieb daher an General Tombeur zwei sehr scharfe Proteste gegen die Art und Weise, mit der sowohl die Weißen als auch die unschuldigen Schwarzen behandelt wurden. Er bekam aber erst nach langer Zeit eine Antwort darauf. Der General antwortete in unwürdigem Tone. Erstens, schrieb er, könnte er einen Vizegouverneur

Digitized by Google

nicht anerkennen, da Deutsch-Ostafrika nicht mehr bestehe, und die Ausschreitungen hätten nicht die Belgier, sondern die deutschen Schwarzen begangen. Der Ton des Briefes war so beleidigend, daß man sich wundern mußte, wie ein General so schreiben konnte.

Dr. Moesta sorgte rührend für unsere Askariweiber, überhaupt benahm er sich in diesen angstvollen Tagen großartig; ebenso treulich kümmerte er sich auch um unsere Deutschen im Gefangenenlager, denn ihnen ging es besonders schlecht. Ihr Essen wurde auf dem Boden zubereitet und kam, mit Sand und Steinen vermischt, ungewaschen in den Kochtopf. Selbstverständlich waren die unsauberen Speisen für die Deutschen ungenießbar. Auch der Reis blieb ungewaschen und ungelesen, obwohl unser afrikanischer Reis mit vielen Steinen vermengt ist. Der griechische Koch, einer der wenigen, die sofort zum Feinde übergingen, war nicht zu bewegen, besseres Essen zu liefern. Da sich die Belgier nicht darum bekümmerten, blieben alle Klagen Dr. Moestas erfolglos. In das Eingeborenenhospital, dem Dr. Moesta anfangs ebenfalls vorstand, kamen zur Zeit der Besetzung täglich fünf bis zehn verwundete Schwarze.

Mit der Ankunft der Engländer sollten Post und Telegraph wieder in Betrieb gesetzt und alle

Digitized by Google

öffentlichen Gebäude ihrer Bestimmung zurückgegeben werden. Den Belgiern fehlte es aber an Geld. Dazu entbrannte jetzt zwischen Engländern und Belgiern der Streit um den Besitz Taboras. Der Haß zwischen ihnen steigerte sich, und es hieß, Tombeur habe den Befehl erhalten, Tabora zu räumen, aber er weigere sich. Jedenfalls herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Die Hospitäler wurden von dem englischen Chefarzt besucht, der unseren Vorrat an Medikamenten und unser selbsthergestelltes Chinin sehr bewunderte; überhaupt waren alle über unser Sanitätswesen und die gut eingerichteten Krankenhäuser sehr überrascht. Natürlich nahmen uns die Belgier sofort unsere Medikamente, sogar die allernotwendigsten Mittel, unser gutes Chinin, unsere Einspritznadeln und unsere allerbesten Sachen weg, so daß es nunmehr unseren Kranken an vielem fehlte.

Zu allem Unglück schleppten die Engländer die Genickstarre ein. Sie räumte unter den armen Schwarzen furchtbar auf. Sie lagen zu Hunderten in einem Schuppen nahe der Eisenbahn und starben wie die Fliegen. Es war furchtbar, täglich die armen Wesen in Hängematten bei mir vorbeitragen zu sehen. Mein Herz blutete bei ihrem Anblick. Ich meine, die Weißen müßten für alle

Digitized by Google

Zeit über diese noch nie dagewesenen Verbrechen tief beschämt sein. Die Sklaverei mit ihren furchtbaren Qualen ist nichts gegen diesen Krieg. Was für ein Geschrei erhob man einst wegen der armen Sklaven! Wie viele Bücher wurden über sie geschrieben, wie viele Reden im englischen Parlament ihretwegen gehalten! Aber heute kümmert sich kein Mensch um die große, in unserer Kolonie geschehene Ungerechtigkeit. Eine für den Wert unserer Zivilisation geradezu entscheidende Tatsache zeitigte der Weltkrieg. Wie Korn wurden die Schwarzen hingemäht: die Belgier schossen sie nieder, während die Engländer durch eine verheerende Epidemie, die größte Genickstarre-Epidemie, die vorkam, ihre Zahl zusammenschmelzen ließen, denn die Zahl der Opfer übertraf alles bisher Dagewesene. Das Schwerste für uns aber war, wir hatten nichts mehr zu sagen und konnten ihnen nicht mehr helfen, und dabei strotzten die feindlichen Zeitungen von Berichten über angebliche Greueltaten der Deutschen an Schwarzen.

Täglich kamen Schwarze zu mir und klagten mir ihr Leid. Sie fragten, ob der „Vita" noch lange dauern würde, und ob der „Bana Mkuba", den sie liebten, nicht bald wieder käme. Der Kaiser wäre doch so stark in „uleia" (Europa), sicher könnte er alles zurückerobern. Und noch immer

Digitized by Google

wurde für den türkischen Sultan und den starken deutschen Kaiser in ihren Moscheen ohne Wissen der Feinde gebetet. Und das schwarze Volk betet inbrünstig.

Die Schwarzen wollten nicht bei den Belgiern bleiben, sie nannten sie „Mschenzi uleia" (Buschneger von Europa), weil sie im Gegensatz zu unseren Herren unsauber und ungepflegt waren. Auch prügelten die Belgier viel und benahmen sich schlimmer wie die Wilden, wenn ihr ungezügeltes Temperament mit ihnen durchging. Lieber wollten die Schwarzen zu den Engländern gehen, die sie besser behandelten. Und trotz aller Gegenmaßregeln konnten die Belgier es nicht verhindern, daß die schwarzen Leute wegzogen. Wenn sie Träger brauchten, so mußte sie der „Wali" stellen, was er früher nie nötig hatte. Rücksichtslos und grausam arbeiteten die Belgier nach dem alten „Kongorezept". Sie setzten sich in den Häusern fest, ein Herr bewohnte oft ein ganzes Haus für sich, das früher für eine ganze Familie oder mehrere Herren ausreichen mußte. Sämtliche Befehle gaben sie an die sogenannten Häuptlinge weiter. Der alte Wali, ein Araber, war ihnen nicht sonderlich gut gesinnt; er erhielt oft Befehle, die er nicht in der Lage war, auszuführen. Er

Digitized by Google

zitterte dann, wie ich selber sah, immer um sein Leben.

Die schwarzen Akiden (Häuptlinge) und Watussis kamen alle mit ihren Klagen zu mir. Weder Eier noch Milch konnten für die Stadt geliefert werden, da man alle Tiere getötet oder weggeschleppt hatte. Die schönsten Milchkühe wurden ohne weiteres geschlachtet und verzehrt. Eine für die Hospitäler bestimmte Kuhherde, die das Rote Kreuz beherbergte, verfiel demselben Schicksal. Nichts konnte aufbewahrt bleiben, denn die Schwarzen der Belgier hatten Hunger und verschlangen, was sie finden konnten. Aus ihnen sprachen die noch ungezähmten tierhaften Triebe der Wildnis. Die Schwestern erzählten mir, daß einige kranke Belgier, die im Hospital lagen, fortgesetzt wiederholten: „Die Frauen, die weißen Frauen, das wird furchtbar sein!"

Andrerseits gaben die Engländer selbst zu, daß die Behandlung der Schwarzen durch die Belgier furchtbar war. Einige von ihnen hatten bereits Material gegen die Belgier gesammelt. Es wurde ihnen aber von ihnen wieder abgenommen.

Die wenigen bei uns interniert gewesenen Engländer, hauptsächlich Männer, mußten über Muansa abziehen, da gerade Kämpfe an unserer gesprengten Eisenbahn stattfanden. Es verlautete

Digitized by Google

nämlich, daß unsere Truppe fortwährend die Engländer beim Wiederaufbau der Bahn hinderte und auch die neuhergestellte Linie zerstörte. Am Ruwu trieben die Unseren mehrere Züge kurz nacheinander in den Fluß hinein, so daß die Verbindung unmöglich wurde. Jene Engländer mußten deshalb ihre Reise unter sehr schwierigen Verhältnissen zurücklegen. Sie waren ohne Zelte und ohne andere Nahrungsmittel als einige Pfund Mais oder Mtamamehl. Nur ein einziges Zelt bot den Frauen Unterkunft. Hätten sie nicht von Muansa aus Lebensmittel entgegengeschickt bekommen, so wären sie, wie mir später ein englischer Hauptmann erzählte, an Hunger zugrunde gegangen. Eine der wenigen Engländerinnen, die mit ihrem Manne interniert war, die einzige, die ein Kind besaß, kehrte schon nach zwei Tagemärschen zurück, da es ihr unter solchen Verhältnissen ganz unmöglich war, die „Safari" fortzusetzen. Infolge von Genickstarre fielen die Träger um und starben. Auf diesem Wege wollten die Belgier nun auch die deutschen Frauen und Kinder wegführen. Wie schon gesagt, hatten wir etwa 100 deutsche Kinder und 100 Frauen in Tabora und Umgebung. Es gab keine Zelte. Mäntel, Schuhe und Strümpfe besaßen sie auch nicht mehr. Dazu war Regenzeit, und jeder, der die Tropen kennt, weiß,

Digitized by Google

was eine tropische Regenzeit bedeutet. Da unsere Konserven längst verbraucht waren, fehlte es an Milch für die Kinder. Es war unmöglich, all die kranken und geschwächten Frauen die verseuchte Straße ziehen zu lassen.

Ich setzte mich sofort mit Dr. Moesta in Verbindung, und wir beschlossen eine Eingabe an den Chefarzt Rodain zu machen. Auch sprach ich selbst noch mit ihm; glücklicherweise wurde von dem Abtransport Abstand genommen. Wie froh war ich! Sicherlich wäre nicht die Hälfte der Ärmsten übriggeblieben. Diesem Manne verdanken wir vieles Gute.

Die deutschen Frauen aus Bukoba und Muansa wurden nach Kampalung in Uganda überführt. Andere brachte man nach Indien. Soviel ich hörte und aus der Antwort auf ein Rotes Kreuz-Telegramm ersah, blieben alle anderen bis zu meiner Abreise in Morogoro, Daressalam, Wilhelmstal und Amani.

In dem irrtümlichen Glauben, über Muansa abreisen zu müssen, begannen viele Frauen, ihre Lebensmittel zu verkaufen. Sie waren damit für mehrere Monate vom Gouvernement versorgt worden, aber die guten Hausfrauen wollten nichts einbüßen, und so hatten viele schon alles weggegeben, ehe wir es verhindern konnten. Infolgedessen besaßen sie jetzt

Digitized by Google

keine Lebensmittel mehr. Aber die Belgier ließen Lebensmittel kommen und verteilten sie unter die Frauen. Später hörte ich, daß der betreffende Offizier von dem General dafür bestraft wurde. Die Frauen wurden nunmehr besser behandelt, sie bekamen ohne Ausnahme die ihnen zustehenden Lebensmittel und nach einer Rücksprache mit Dr. Rodain eine tägliche Entschädigung von 8—10 Frks.

Unser Papiergeld setzten die Belgier sofort außer Kurs, wohl aber nahmen die Engländer unsere Ersatznoten in Muanga in Zahlung, allerdings mit einem Verlust von 10%. Die alten Noten aber galten als vollwertig. Unser selbstangefertigtes Hartgeld wurde auch nicht mehr angenommen. Die Griechen, Inder, Syrier, Schwarzen usw. wollten nur Silberrupien nehmen. Davon war aber nur wenig vorhanden. Als man unsere fast leere Bankkasse durchsuchte, fanden sich im ganzen bloß 180 Rupien. Fortwährend forschte man ärgerlich nach, wo unser Geld verborgen läge. Während englische Goldstücke 22 Rupien galten, bot man für unsere Goldstücke mit dem Elefanten 200 Franken. Überhaupt zeigten die Belgier und die Engländer für diese Goldstücke große Vorliebe. Ein englischer General bei Kilwa befahl den Frauen, die Goldstücke gegen 15 indische

Digitized by Google

Rupien abzugeben. Wie weit sein Befehl ausgeführt wurde, weiß ich nicht.

Die Belgier gingen weiter rücksichtslos vor. Sie nahmen den Kaiserhof als Hospital in Beschlag und behielten unsere Dienstleute und Verwalter, ohne sie zu bezahlen; dort fiel auch die Krankenhauskasse mit 8000 Rupien in ihre Hände. Unsere schönen, für das Rote Kreuz gearbeiteten Hemden eigneten sie sich gleichfalls unverzüglich an; es tat uns in der Seele weh, wenn wir sie damit herumgehen sahen. Auffallenderweise schienen die belgischen Ärzte selbst bei ihren eigenen Leuten nicht sehr beliebt zu sein, denn alle Belgier, die früher bei uns im Feldlazarett als Gefangene gelegen hatten, wollten zu unseren Schwestern und Ärzten zurückkehren, dagegen war der Arzt im Eingeborenenlazarett gut.

Einige Tage nach der Besetzung fand östlich von Tabora ein heftiger Kampf statt, wobei die schwarze Truppe der Belgier erhebliche Verluste erlitt. Durch die Weiber und die belgischen Askaris erfuhren unsere Schwarzen allerlei. Durch sie erhielten wir auch von dem großen Eingeborenenaufstand an der englisch-belgischen Grenze Kunde, der so stark um sich griff, daß eine große Truppenmenge zu seiner Niederwerfung nötig war.

Ein kleines Vorkommnis kann ich hier nicht

Digitized by Google

übergehen. Während ich krank im Bett lag, fuhr ein Automobil mit mehreren englischen und einem belgischen Offizier vor unserem Hause vor. Ohne zu fragen, gingen sie ins Eßzimmer und nahmen Messer, Gabel, Teller usw. Man ließ uns kaum das Nötigste für unsere Mahlzeiten. Besonders empörte mich der gemeine Diebstahl eines englischen Offiziers. Dieser, ein langer dünner Mensch, ließ zwei kleine silberne Becher vom Büffet in seine Taschen gleiten. Vielleicht zur Erinnerung! Das Bild des Kaisers hatten sie von der Wand genommen und wollten es zertrümmern. Durch schnelles Eingreifen konnte ich das noch verhindern.

Die Engländer versuchten nun, die Bahn samt den Brücken von Morogoro bis Tabora wieder herzustellen. Das ging aber nicht so schnell. Erst Mitte Dezember war die Verbindung zwischen Morogoro und Daressalam wieder fertig. Trotzdem dauerte dann eine Fahrt, wozu wir früher nur einundeinhalb Tag brauchten, noch sechs Tage.

Man erzählte, ein französischer Adjutant, den Smuts nach Tabora geschickt hatte, sei von unseren Städten ganz entzückt gewesen. „Daressalem", versicherte er, „est une ville superbe."

Die Belgier dagegen waren ziemlich enttäuscht. Nach afrikanischen Begriffen hatte früher Tabora

Digitized by Google

als bedeutender Mittelpunkt des arabischen Handels mit Sklaven und Elfenbein für die größte Stadt im Innern gegolten. Und als ein Dorado mußte es auch nach zweimonatlichem Marsche von der Küste durch Steppe und Wald erscheinen. Hier konnten die Träger ihren Lohn in den Läden ausgeben, hier fanden sie Perlen, Kleider und Frauen. Vom Tanganjika bis zur Küste bedeutete daher Tabora für die Schwarzen den Mittelpunkt der Zivilisation. Mit dem Ende des Sklavenhandels aber war Tabora stark zurückgegan en und glich bis zum Beginn des Eisenbahnbaues nur eine großen Dorfe. Erst von da ab wurde es wieder größer und bedeutender.

Aber Tabora besaß keine Wald, sondern nur Sandboden. Namentlich in der trockenen Zeit rief es keinen günstigen Ein ruck hervor. Da nun die Belgier gerade zur Trockenzeit kamen und nicht einmal Geld vorfanden, da war ihre Enttäuschung zu groß, um sie uns nicht durch üble Behandlung entgelten zu lassen.

Recht bemerkbar machte sich die Geldknappheit der Belgier, als sie zum Beispiel für die neuen Missionsgebäude, die uns als Gouvernementsbureaus dienten, die Miete nicht bezahlen konnten, und, da die katholische Mission sie ihnen nicht erlassen wollte, ausziehen mußten. Sogar den Offi-

Digitized by Google

zieren wurde an Stelle ihres Gehaltes „Kaniki“, ein blaues Kaliko-Gewebe, das für die Eingeborenen in Handel kommt, verabreicht.

Zigaretten wurden zwar bei den Griechen bestellt, aber nicht bezahlt, so daß unter den handelnden Griechen, Indern, Syriern und Goanesen große Niedergeschlagenheit einsetzte und die gut zahlende deutsche Regierung mit Sehnsucht zurückgewünscht wurde. Die Waren wurden überall weit unter unsere Höchstpreise zurückgesetzt, dazu waren alle Sachen infolge der Bahnunterbrechung knapper geworden. Zudem bestellten die Eingeborenen wegen der großen Unruhe ihre Felder nicht; da man ihnen so wie so alles wegnahm, hatte es für sie keinen Zweck mehr. Nun kam der Befehl, die Äcker zu bestellen und den Belgiern dafür noch eine hohe Landtaxe zu zahlen. Wir dagegen hatten stets die Leute im Guten zum Anbau des Landes veranlaßt und ihnen obendrein das Saatgut geschenkt. Jetzt fanden sie weder freundliches Entgegenkommen, noch wurde ihnen Samen zur Aussaat überlassen, und dazu sollten sie noch etwas bezahlen. Alle Zahlungen an die Belgier wurden nach Rupien berechnet; sie selbst aber bezahlten nach Franken.

Weiter erging ein Befehl, daß alle Schwarzen ihre Vorräte an Getreide abzugeben hätten. Askaris mußten die Eingeborenenhäuser straßenweise ab-

Digitized by Google

suchen und alles wegnehmen. Viele Schwarze kamen klagend und weinend zu mir und sagten, sie müßten vor Hunger sterben. Ich schickte sie alle zu den in Tabora stehenden englischen Offizieren, was zur Folge hatte, daß man die furchtbare Maßregel aufhob, denn sonst wären die Schwarzen sicherlich verhungert. Aber so machten es die Belgier überall. Selbst die bei den Belgiern befindlichen Dänen erzählten von solch schamlosen Ausplünderungen der Schwarzen. Schon vor der Ankunft der Belgier in Tabora erfuhren wir, daß der ganze Nordwesten, Ruanda und Urundi vollständig ausgesogen und verwüstet war. Die Leute wurden als Träger mitgeschleppt und ihre Häuser verbrannt, ihr Vieh wurde gestohlen und alle ihre Habe vernichtet. Es wird einmal viel Geld, Arbeit und Zeit kosten, um diese Gegenden wieder fruchtbar zu machen. Und sie gehörten vordem zu unseren schönsten und reichsten Gebieten!

Aufs neue begann das Gerücht von der Wegführung der Deutschen aufzuleben. Es hieß, die Männer sollten nach Katanga in die Minen geschickt werden. Die Deutschen hatten im Lager ohnehin furchtbar unter Gendarm, der als Gefangenenkommandant herrschte, zu leiden. Sein Abgang bedeutete eine Erlösung für das ganze Lager, als zum Glück ein anderer Kommandant

Digitized by Google

namens Lescornez an seiner Stelle ernannt wurde, der, obgleich streng, jedenfalls gerechter war und die Gefangenen als Menschen behandelte. Plötzlich hieß es, die Männer sollten über den Kongo abgeführt werden. Mehrere der erregten Frauen machten eine Eingabe und baten, mit ihren Männern gehen zu dürfen, ganz gleich, ob nach Indien oder über den Kongo. Anscheinend weigerten sich die Belgier, die Gefangenen an die Engländer auszuliefern und wollten sie selbst behalten. Die Nachricht bewahrheitete sich, und der erste Zug von 30 Männern reiste Anfang November über den Kongo mit Gendarm ab. Wie sehr bedauerte ich die armen Leute, die in 28 Tagen von Tabora bis Boma gehen sollten, und zwar in Begleitung dieses rücksichtslosen Mannes. Er hat denn auch die Leute in der niederträchtigsten Weise bis aufs Blut gepeinigt. Die Reise stockte dann auch sehr bald. Beim zweiten Zuge befanden sich sechs Frauen. Allwöchentlich gingen nun jeden Freitag die Züge ab. Ich hörte, daß viele unterwegs liegen blieben. Ein Offizier erzählte uns in einem Briefe, daß die Unterkunft geradezu menschenunwürdig sei. Die Herren mußten in der Station Mlagarassi ihren eigenen Koffer tragen und bekamen keine Betten. Die Eheleute wurden voneinander getrennt, ob-

Digitized by Google

wohl die Frauen kleine Kinder hatten. In dieser schweren Zeit herrschte im Gefangenenlager stets große Aufregung, denn meistens bekamen die Frauen erst drei bis vier Tage vorher den Reisebescheid, und die Mehrzahl wollte den furchtbaren Weg nicht antreten. Bei einer Unterredung sagte mir Chefarzt Rodain, Gouverneur Henri habe den Befehl ausgegeben. Ich versuchte mit allen Kräften dagegen anzukämpfen, ohne jedoch etwas ausrichten zu können.

Da erreichte uns durch Schwarze die Nachricht, daß es General Wahle gelungen sei, sich mit von Lettow-Vorbeck zu vereinigen. Darüber waren wir sehr froh, weil wir von heftigen Kämpfen bei Iringa hörten. Anscheinend war Wintgens mit seiner Abteilung nach Westen zu gedrängt worden.

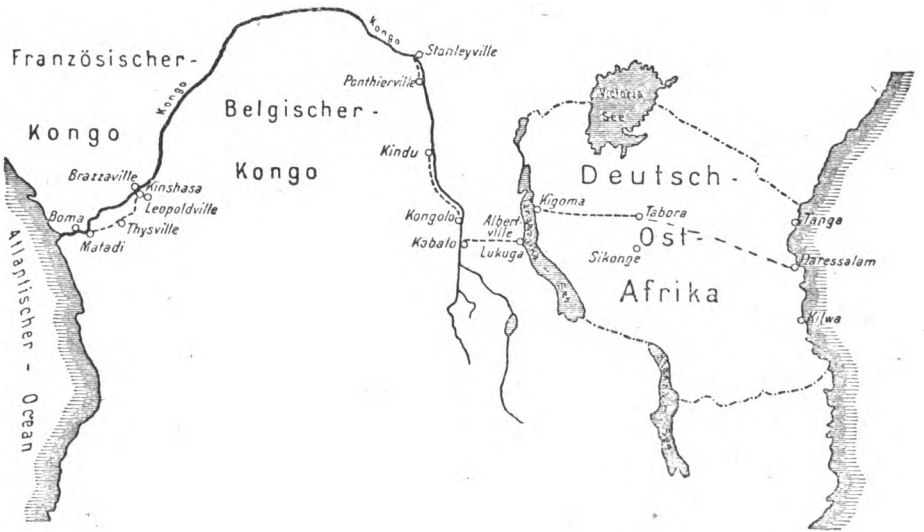
Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Mein eigenes Schicksal. — Meine Eingabe. — Weihnachten. — Belgische Lügen. — Meine Kongoreise. — Ich weigere mich.

Inzwischen hatte ich eine Eingabe an den General Tombeur gemacht, in der ich um die Erlaubnis bat, nach Australien zu meinem Vater reisen zu dürfen. Durch meine vier und ein halbes Jahr lang angestrengte Arbeit in der Kolonie war ich recht leidend geworden, und wegen meines Ohrenleidens hatte mir Dr. Moesta ein trockenes, mildes Klima verordnet. Auch befürchtete ich, auf einem anderen Reiseweg als über Daressalam Fieber zu bekommen, und wenn ich Chinin nehmen mußte, so war es um mein Gehör geschehen. Es dauerte lange, bis ich eine Antwort bekam. Nach langem Überlegen lehnte Smuts, wie ich von gut unterrichteter Seite hörte, mein Gesuch mit der Begründung ab, daß man mich nicht entlassen dürfe, denn ich sei sehr gefährlich. Endlich bekam ich Erlaubnis, in Kapstadt Aufenthalt zu nehmen, doch sollte der Reiseweg nicht über Dar-

Digitized by Google



Reiseweg durch den Kongo

Digitized by Google

essalam, sondern über den Tanganjika-See und den Kongo gehen. Das half mir nun gar nichts, denn es war weder Australien noch Europa. Ich wollte auch nicht wer weiß wie lange in Kapstadt allein ohne Freunde sitzen. Inzwischen gelang es mir, ein Telegramm an meinen Vater abzuschicken. Durch Vermittlung eines englischen Kapitäns bekam ich die beruhigende Antwort, daß er noch lebe und daß es ihm gut ginge.

Da die Frauen und Kinder nur sehr mangelhaft untergebracht waren, mußte das Feldlazarett zum Frauenhospital umgewandelt werden. Dort kamen unsere Kleinen zur Welt und wurden unsere Frauen operiert, aber leider starben viele Kinder. Es war sehr traurig, daß es so ganz an Nahrung für schwächliche Kinder fehlte. Denjenigen Frauen, die noch Nahrungsmittel gehabt hatten, waren sie inzwischen gestohlen oder weggenommen worden. Überhaupt war selbständiges Eingreifen bei den Belgiern jedes beliebigen Gewohnheit. Auch die Polizei und die schwarzen Askaris taten alles auf eigene Faust, wodurch oft große Verwechselungen entstanden. Mein Ombascha, der bei mir Wache stand, war schon alt und rheumatisch und nicht mehr dienstauglich, aber zuverlässig wie ein Fels; er wurde beinahe jede Woche einmal, trotz der Erlaubnis

Digitized by Google

des Generals, bei mir bleiben zu dürfen, festgenommen und ins Gefängnis geworfen. Es kostete dann stets viel Mühe und Not, ihn wieder herauszubekommen. Auch patrouillierten die Askaris bei mir des Abends und nahmen verschiedentlich meine Dienstboten fest. Überhaupt wagte man sie kaum auszuschicken, da man nie wußte, ob sie wiederkämen. Die Schwarzen wußten bald nicht mehr, was sie tun sollten, da sie sogar angehalten wurden, wenn sie ihren alten Fußpfad über die Felder gingen. Freilich hatte man ihnen nicht erlaubt, diese Wege zu benutzen, während früher für die Schwarzen alle Wege und Pfade frei gewesen waren.

Weihnachten rückte heran, und zwar sehr traurige Weihnachten! Außer Dr. Moesta, Regierungsrat Brandes, Distriktskommissar Weber und Sekretär Schoen waren sämtliche deutsche Männer eingesperrt. Wir hatten Honigkuchen und Pfeffernüsse gebacken und Wäschekörbe voll Mangos und, was wir sonst noch von unserm letzten Rest an Waschseife, Zigaretten, Hemden, Anzügen und Socken geben konnten, ins Gefangenenlager geschickt. Ich sandte alles an Pastor von Bodelschwingh, der mir schrieb, daß sie eine sehr hübsche kleine Feier veranstaltet hätten.

Digitized by Google

General Tombeur teilte mir mit, ich dürfte meinem Manne Nachricht geben. Dies tat ich und gab ein Telegramm auf, das mein Mann, wie ich später erfuhr, auch erhalten hat. Wir feierten ein stilles Fest. Herr Brandes, Dr. Moesta, Frau Major von Langenn-Steinkeller und Schwester Susanna von Blanc versammelten sich bei mir. Man erzählte sich mancherlei, so auch, daß General Tombeur bei unseren Leuten im Lager der General „Dompteur" genannt werde. Hierüber mußte ich herzlich lachen, da mir jemand gesagt hatte, daß die Belgier gerade mir diesen Namen wegen meiner Weigerung, aus dem Hause zu gehen und auch wegen meiner zahmen Tiere beilegten. Ich besaß nämlich einen Schimpansen und eine Löwin, mit denen ich täglich spielte, und die ein Gegenstand der größten Neugier waren. Nahezu jeder Belgier in Tabora photographierte sie.

Recht getrübt wurden unsere Feiertage durch den Tod zweier Kinder in unserem Krankenhaus. Sie starben infolge zu schlechter Nahrung, denn Milch gab es kaum, und ¾ Liter kostete 1 Rupie. Die vorhandenen Kühe waren uns gestohlen oder abgeschlachtet worden, denn die Belgier nahmen selbst das wenige noch, was den deutschen Frauen und Kindern übriggeblieben war. Ich überließ die mir zustehende Milch einer Frau für

Digitized by Google

Die Verfasserin auf der Leopardenjagd

Digitized by Google

Digitized by Google

ihr Kind, da sie um keinen Preis welche bekommen konnte.

Nun rückte Neujahr 1917 heran, und mit ihm traten große Veränderungen für uns ein. Am 3. Januar erschien bei mir Kapitän Stiers, der neue Adjutant des Generals Tombeur, und sagte mir, ich müßte Tabora am 12. Januar verlassen, da man das Haus für den neuen Gouverneur brauche, der am 15. mit einem englischen Schiff anlangen sollte. Ich könnte nach Kapstadt oder nach Europa reisen. Wenn ich den Weg nach Europa über Boma wählte, dann wollten die Belgier für mich tun, was sie könnten, und mich wie eine „Belgierin" behandeln. Auch dürfe ich mit mir nehmen, was ich wolle, sogar meine „Löwin". Wenn ich in Europa in La Pallice ankäme, wäre ich frei und dürfe gehen, wohin ich wolle. Als meine Kusine, die bei der Unterhaltung anwesend war, etwas zweifelhaft dreinsah und fragte: „Vraiment?", schlug der Kapitän sehr dramatisch an seine Brust und sagte entrüstet: „Wir sind keine wortbrüchigen Leute, wir halten unser Wort!" Während wir die Karte vor uns hatten, versicherte er aufs neue, daß man gut für mich sorgen und daß der General alles telegraphisch bestellen würde. Ich bat um einen Tag Bedenkzeit, machte aber den Adjutant aufmerksam, daß der Kongo mein Ohrenleiden nur

Digitized by Google

verschlimmern könnte. Er verabschiedete sich dann mit erneuter lebhafter Versicherung, daß sie mich wirklich wie eine Belgierin behandeln würden.

Herr Brandes kam wie gewöhnlich am Nachmittag, und ich besprach die Sache mit ihm. Auf die mir gemachten Versprechungen hin entschloß ich mich, in Gesellschaft mit Herrn Brandes und Frau v. Langenn-Steinkeller über Boma zu fahren. Ich erklärte mich am folgenden Tag einverstanden und stellte noch einige Bedingungen. Meine Leute sollten nach Daressalam zurückkehren, ein Brief an meinen Mann befördert und ein Koffer für ihn aufgegeben werden, bis sein Schicksal entschieden wäre.

Man versprach, daß alles geschehen werde. Nun traf ich meine Vorbereitungen: Ich verteilte meine Lebensmittelvorräte unter die zurückbleibenden Frauen. Denn die Belgier behielten die Eisenbahnleute samt ihren Familien zurück, damit der Bahnbetrieb aufrechterhalten blieb. Ich gab meine Tiere weg und löste meine Wirtschaft auf. Da alles der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehörte, gab das nicht allzuviel Arbeit. Es war mir aber sehr schmerzlich, und ich muß gestehen, es war einer der schwersten Augenblicke meines Lebens, als ich das Land verlassen mußte, wo ich an der Seite meines Mannes so viel und so lange gearbeitet hatte, und

Digitized by Google

wo unsere Männer noch im Felde standen. Ohne noch eine Nachricht von ihnen zu erhalten, mußten wir scheiden. Dazu kam das schmerzliche Gefühl, das arme schwarze Volk seinem Schicksal allein überlassen zu müssen, obwohl ich ihm nicht mehr viel helfen konnte.

Aber alles mußte mit starkem Willen überwunden werden, und nach einem tiefernsten Abschied von meinen traurig zurückbleibenden Leuten reisten wir am 12. Januar morgens mit einiger Verspätung ab, da alle Uhren der Stadt stehengeblieben waren und eine Taschenuhr in dieser Zeit eine große Seltenheit war; nur einige meiner Leute besaßen noch eine Uhr. Von diesem Augenblick an stand ich unter militärischer Überwachung.

Wir kamen nachmittags in Magarassi an und übernachteten bei dem Militärkommandanten. Am folgenden Tag sollte die Reise früh um 7 Uhr weitergehen. Meine Wirtschafterin, die nie eine „Safari" mitgemacht hatte, ließ sich, da meine Uhr stehengeblieben war, durch die Höhenlage und den hellen Himmel so täuschen, daß sie mich statt um 6 Uhr bereits um 3 Uhr weckte. Unsere Hausburschen, die ich bis hierher mitnehmen durfte, glaubten auch, daß es schon so spät sei — kurz, wir frühstückten alle, als Frau v. Langenn-Steinkeller kam und das Mißverständnis aufklärte. Mein

Digitized by Google

Safari-Bett war jedoch schon wieder mit den anderen Sachen reisefertig gemacht worden, und so blieb mir nichts anderes übrig, als bis zur Abreise drei Stunden lang in meinem Zimmer verhüllt auf und ab zu gehen, denn in Mlagaraffi herrscht der vielen Sümpfe wegen das schlimmste afrikanische Fieber, die Gehirnmalaria.

Der folgende Tag fand uns in Kigoma. Herr Brandes verlor hier Sekretär Schoen, der wegen eines Prozesses zurückgehalten wurde. Als wir aus der Bahn stiegen, hörte meine Kusine einen Offizier sagen, „General Tombeur hat Befehl gegeben, daß die Frau Gouverneur nicht anders behandelt werde als jede andere Frau". Ich wollte es nicht glauben und hielt es für dummes Geschwätz, da man mir persönlich das Gegenteil versichert hatte. Der „Baron Dhanis" sollte uns über den Tanganjika tragen. Das war das berühmte Schiff, an dem 1½ Jahr gebaut wurde und das immer noch nicht fertig war. Für mich war die Kapitänskajüte belegt, für die anderen Reisenden nichts. Als wir nachmittags 5 Uhr abfuhren, fing es an zu regnen, und die Frauen wurden durch und durch naß. Ein Zufall oder besser ein Unglücksfall verhalf ihnen aber zu einer Schutzdecke aus Segeltuch, die wenigstens den Regen abhielt. Der uns be-

Digitized by Google

gleitende junge Offizier war die Treppe heruntergefallen und hatte sich die Stirn verletzt. Meine Kusine half ihn verbinden und gab ihm sogar ihren Deckstuhl und ihre Decken. Als man irgendwo eine Kabine für ihn freimachte, die er aber ablehnte, kam das Segeltuch zum Vorschein, das allen Schutz bot. Nachher erfuhr ich, daß man den „Baron Dhanis" nur uns allein überlassen hatte, alle unsere Vorgänger wurden auf kleinen, schlechten Schiffen befördert. Der Kapitän war so liebenswürdig, daß er mir den Rat gab, auch die zweite Nacht auf dem Dampfer zu verbringen, da in Albertville nur alte Strohhütten vorhanden seien. Die anderen Frauen gingen an Land und bekamen Wohnungen zugewiesen, die allerdings von Wanzen wimmelten. Die dicken roten Flecken, die sie am folgenden Tage an sich hatten, beglaubigten es. Herr Brandes wurde ins Militärlager geführt und ziemlich schlecht behandelt, so daß er sofort Einspruch erhob. Das Essen war ungenießbar. Von hier an setzte ich es durch, daß meine Wirtschafterin für uns kochen durfte.

Am folgenden Morgen ging ich, wie verabredet, zur Bahn. Alle waren schon dort und warteten auf mich. Auch waren die belgischen Militärpersonen der Station dort versammelt, der Kommandant, der Stabsarzt u. a. m. Meine Be-

Digitized by Google

gleiterinnen begrüßten mich mit den Worten: „Sieh nur, wo man uns Plätze angewiesen hat!“ und zeigten mir ihre Plätze mitten unter den Schwarzen. Auch alles Gepäck war schon dort untergebracht; also bestand kein Zweifel, die Frauen sollten mit Schwarzen zusammen fahren.

Ich legte laut und energisch dagegen Verwahrung ein und befahl, Platz für sie bei mir in der ersten Klasse zu schaffen, sonst führe ich nicht. Ich drohte, sofort an den Gouverneur zu telegraphieren. Der junge Offizier war sehr verlegen, denn es gab nur einen Wagen erster Klasse, und sagte, es sei ein Irrtum und alles solle geschehen, wie ich es wünsche. Dazu kamen die Schwierigkeiten mit meinen Boys. Wegen der Genickstarre sollte ich in Kigoma neue erhalten. Der dortige militärische Kommandant hatte sie mir zugesichert. Da nun Albertville bereits in Belgisch-Kongo lag, sagte mir der Chefarzt, was mir drüben versprochen sei, ginge ihn nichts an. Meine Boys hätten keine Ausweise und dürften mich nicht begleiten. Aber auch diese Aufregung wurde endlich überwunden. Der Arzt und der Kommandant erwiesen sich beide dabei als sehr grobe Menschen ohne jegliche Erziehung und Bildung. Die Schwarzen wurden von ihnen in brutaler Weise vor unseren Augen behandelt und angeschrieen.

Digitized by Google

Wie gesagt, ich trug hier den Sieg davon, aber der Arzt nahm dann Rache in Kabalo, wo der Befehl kam, daß mein einziger übrig gebliebener Diener wegen Genickstarreverdacht zurückzuhalten sei. Dagegen war nichts zu machen.

Nun fuhren wir am 16. Januar von Albertville ab, und zwar auf einer Eisenbahn, die mit der unsrigen nicht zu vergleichen war. Es war ein Mittelding zwischen einer Feldbahn und einem Güterzug und sehr unbequem und primitiv aus altem englischen Material gebaut. Am ersten Tag fuhren wir bis 4 Uhr nachmittags; die Station hieß Kilometer 219 und bestand aus Ziegenställen und einigen Strohhütten. Von hier aus schrieb ich an den Chefarzt Rodain in Tabora, es wäre nicht daran zu denken, die kranken Frauen und Kinder durch das Kongogebiet zu bringen, sie würden sterben. Auch teilte ich ihm mit, daß meine Begleiterinnen die Nacht auf dem Tanganjika im Regen verbringen mußten.

Wir bekamen am Abend zwei sehr kleine Zelte; in das größte konnten wir mit Not und Mühe zwei Betten stellen. Diese bezogen wir vier Frauen, Herr Brandes bekam nur eine Strohhütte. Die Belgier wohnten in dem großen Stationsgebäude.

Am folgenden Tage, dem 17. Januar, ging es weiter bis Kabalo, einer Strohhüttenkolonie mit

Digitized by Google

einem einzigen Stationsgebäude, das aus zwei Zimmern und dem Dienstraum bestand. Eines davon wurde mir abgetreten. Hier sah ich zum ersten Male eine unserer Missionsfrauen vor der Strohhütte für sich und ihre Kinder Wäsche waschen.

Der Stationschef zeigte sich als anständiger Mensch und leistete für uns, was er konnte. Als Dank übernahm ich die Beförderung zweier Briefe an seine alte Mutter und seine Frau in Brüssel, worin er ihnen mitteilte, daß er lebe und gesund sei.

Ebenso tat der junge Offizier, Sous-Lieutenant Laude, sein Möglichstes für uns; allein er war kein „Afrikaner" und verstand sich nicht auf „Safaris". Denn alles war so primitiv, als man nur denken kann. Kabalo liegt am Lualaba, dem größten Nebenfluß des Kongo (und eigentlich dem Kongo selbst). Von hier aus konnte man nach Südafrika gelangen, aber man mußte ein kleines Boot benutzen und dann mehrere Tage zu Fuß gehen, bevor man Verbindung fand. Wir warteten hier auf unser Boot zwei Tage. Meine Kusine traf einige belgische Patienten, die sie früher im Hospital gepflegt hatte, und die sich nun rührend dankbar erwiesen. Am 18. Januar reisten wir nach Kongolo ab, dem ersten zivilisierten Ort im

Digitized by Google

äußersten Osten des Kongos. Ich muß gestehen, daß dieser erste europäisch anmutende Ort einen sehr sauberen und reinlichen Eindruck machte. Der Distriktskommissar schien nach allem, was ich von ihm hörte, ein sehr energischer Mann zu sein, und, soweit ich beurteilen konnte, befähigter als die, die ich bis jetzt getroffen hatte. Ich bekam ihn nicht zu Gesicht und weiß daher nicht, wie er hieß oder wie er aussah. Beim Militär schien er nicht sehr beliebt zu sein; doch das ist nebensächlich. Ich bezog ein hübsches Haus am Ufer des Flusses, und man versorgte uns gut mit Hühner- und Ziegenfleisch und Konserven. Ich habe hier drei Ruhetage genossen, die mir außerordentlich nötig waren. Von Kabalo bis Kongola konnte man Flußpferde in Unmengen beobachten. Das war ein wunderbares Revier zur Jagd auf diese Tiere, und ich bedauerte sehr, kein Gewehr bei mir zu haben. In Kongola hatte ich wieder einen kleinen Zusammenstoß mit der belgischen Regierung. Der Distriktskommissar wollte einige andere Frauen bei mir unterbringen. Ich stützte mich jedoch auf das mir in Tabora gegebene Versprechen, und weigerte mich, abzufahren. Man hatte mir nämlich versprochen, daß ich reisen könne, mit wem ich wolle.

Hier erreichte mich auch ein Telegramm von General Tombeur mit der Mitteilung, daß mein

Digitized by Google

Brief an meinen Mann nicht befördert werden könne, und daß die Engländer für den Koffer keine Verantwortung übernehmen wollten. Und es lag mir doch so sehr daran, daß mein Mann den Koffer bekäme, falls er gefangengenommen wurde, da er nur zwei Kahkianzüge bei sich hatte. Von Kongola fuhren wir am 22. Januar weiter und hatten eine sehr anstrengende Fahrt. Wir übernachteten auf einer Eisenbahnstation: Kilometer 180, der schmutzigsten, die mir überhaupt je begegnete. Die Aborte befanden sich in einem unbeschreiblichen Zustande. Überall krochen Würmer, und der Stationsleiter schien gerade dahin zu passen. Er sprach in unserer Nähe laut von „Boches", so daß wir es hören mußten und benahm sich dementsprechend.

Der Zug ging an diesem Tage nicht weiter, überhaupt war die Bahn oft sehr widerspenstig. Der Oberingenieur mußte selbst mit Hand anlegen, um seine widerstrebende Maschine in Gang zu bringen. Den folgenden Tag kamen wir in strömendem Regen bis Kindu, einem sehr hübschen Ort mit Eisenbahnstation und einigen guten Häusern und hübsch angelegten Gärten. Während unseres mehrtägigen Aufenthaltes besuchte mich Pastor v. Bodelschwingh, der schon vor mir militärisch weggeführt war. Hauptmann Freiherr v. Brandis

Digitized by Google

und Hauptmann v. Linden-Süden befanden sich bei ihm; sie hatten furchtbar an Malaria gelitten, da sie keine Medizin besaßen.

Frau v. Langenn-Steinkeller war unterwegs heftig erkrankt, und es traf sich gut, daß wir auf das Schiff warten mußten. Zudem erkrankte der belgische Leutnant Mesdag, der uns begleitete, an der Ruhr. Er hielt nie Diät, da die belgischen Ärzte ihm gesagt hatten, dies sei nicht nötig, und bei unseren Ärzten ist Diät die Hauptsache.

Von Kindu fuhren wir am 27. Januar mit dem Schiff nach Ponthierville. Der Kapitän war ein netter Mensch und tat für uns, was in seinen Kräften stand. Aber alles war sehr unzulänglich. Das Schiff verfügte über drei Kabinen. Sämtliche Herren mußten daher unter Segeltuchdecken schlafen. Die Schiffe fuhren nicht während der Nacht, sondern legten bei Sonnenuntergang an den Holzplätzen an und fuhren erst mit Tagesanbruch weiter.

Nach einer Fahrt vorbei an malerischen Ufern erreichten wir Ponthierville, unsere nächste, herrlich gelegene Station am 28. Januar. Auch hier gab es ein paar saubere Häuser wie in Kongola, alles sehr einfach, doch hübsch gebaut und vor allem sehr reinlich. Wir bekamen gute Häuser und blieben einige Tage. Hier trafen wir viele Ostafrikaner,

Digitized by Google

die mit den ersten Zügen abgegangen, aber nicht weiter gekommen waren. Für so viele Menschen, die alle nach Stanleyville fahren wollten, reichte aber der Platz nicht aus. Infolgedessen trat hier eine große Stockung ein. Der belgische Offizier, Leutnant Laude, bekam also vom Vizegouverneur von Stanleyville den Befehl, mit mir allein weiter zu reisen. Ich sollte meine Wirtschafterin bei mir zur Bedienung behalten, während die anderen ins Gefangenenlager zu einem anderen Zug kämen. Ich weigerte mich, ohne meine Begleitung abzufahren. Nach viertägigem Aufenthalt reiste ich endlich mit allen anderen nach Stanleyville ab, wo wir am 3. Februar ankamen. Das war der erste große Ort, wo eine Anzahl Europäer ansässig waren. Auch befand sich dort eine Bank. Das Haus des Vizegouverneurs hatte nur eine sehr große Fassade. Das Übrige entsprach nicht dem äußeren Scheine. Es war unbewohnt, da Mr. Malfet in Tabora die Geschäfte übernehmen sollte. Auf dem einzigen Spaziergange während meiner Gefangenschaft besuchte ich hier den etwa einen Kilometer hinter der Stadt gelegenen sehenswerten Wasserfall und beobachtete in Stanleyville den eigenartigen Fischfang. Hier gab es auch Läden mit europäischer Bedienung. Die Stadt zerfällt in zwei Stadtteile: die Eisenbahn und die Kolonie liegen auf

Digitized by Google

der Ostseite und die Regierungsgebäude am Westhafen. Da eine Brücke fehlt, wird in kleinen Booten übergefahren. Wir wohnten auf dem Ostufer und blieben drei oder vier Tage. Leider holte ich mir hier das Fieber. Die Schuld daran trug wohl unser Unterkunftshaus, das sich in einem ganz traurigen Zustand befand. Es war halb verfallen und sehr schmutzig, und ihm fehlte jeglicher Moskitoschutz. Hier wurde auch unser belgischer Begleiter Leutnant Mesdag so krank und elend, daß er zu sterben glaubte. Meine Kusine pflegte ihn; nur mit Mühe bekamen wir etwas Fisch für ihn anstatt des harten Ziegenfleisches. Ich war überrascht, bei ihm Bilder von deutschen Greueltaten zu finden. Diese Bildersammlungen wurden von der belgischen Regierung ausgegeben. Er glaubte fest an die Darstellungen. In Stanleyville waren die Lebensmittel sehr teuer und schwer zu haben. Im ganzen Kongo gab es nichts weiter als Ziegenfleisch und Hühner, höchstens noch sehr teures Büchsenfleisch.

Von Stanleyville fuhren wir am 3. Februar nach Leopoldville auf einem kleinen, aber sehr sauberen Schiff unter der Führung eines holländischen Kapitäns. Obgleich das Schiff sehr baufällig war, fühlten wir uns doch recht wohl darauf. Fünfzehn Tage lang durchfuhren wir den schönsten Teil des Kongo. Hier begegnete uns die üppigste

Digitized by Google

Tropenvegetation, die ich je gesehen habe. Es war fast paradiesisch. Die 60 bis 70 Meter hohen Bäume trugen Blüten in allen Farben. Wir bewunderten die verschiedenartigen Palmen und die unzähligen Schlingpflanzen mit ihren wunderbar roten Blättern, die die herrlichsten Farbentöne in das Grün setzten. Bald glitt ein Boot mit einigen nackten, aufrecht stehenden Eingeborenen vorbei, bald segelten wieder schwimmende Inseln vorüber, die einzelnen großen grünen Rosen glichen. Alles war eigenartig schön und märchenhaft. Das waren die einzigen angenehmen Tage auf der ganzen Reise. Vorn am Deck auf meinem Liegestuhl, von einer kühlen weichen Brise umspielt, genoß ich die herrlichen Landschaftsbilder und vergaß beinahe, daß ich gefangen war. Doch waren die Mücken sehr zahlreich. So viele „Anopheles" (Malariamücken) sah ich in meiner ganzen afrikanischen Zeit nicht wie hier an einem Abend. Unsere Lagerplätze lagen dicht am Ufer unter den Bäumen, und in kurzem war alles schwarz von Mücken.

Leider dauerte die schöne Zeit nicht sehr lange, da ich nach einer Woche an Malaria und Influenza erkrankte. Auf einer Station bekam ich eine Chinineinspritzung, dann lag ich während der ganzen Reisedauer bis Leopoldville krank. Von meiner

Digitized by Google

Kabine aus sah ich die verschiedenen Stationen vorübergleiten, so zum Beispiel Nouvelle Angers, das durch die Schlafkrankheit vollständig ausgestorben lag.

Überhaupt herrschte in dieser wunderbaren Landschaft der gefürchtete Feind der Menschheit: die glossina palpalis, eine kleine Stechfliege, die die Schlafkrankheit verursacht.

Lever Brothers, die Inhaber der Sunlightseifengesellschaft, haben hier mehrere Dörfer am Ufer des Flusses angelegt. Eins der größten ist „Levertown". Die Dörfer bestehen hauptsächlich aus Strohhütten. Der letzte Teil des Flusses war nicht mehr so schön, der herrliche Wald hörte auf. Dafür befanden wir uns aber in einer um so gesünderen Gegend.

Am 18. Februar kamen wir in Kinshasha an, das auch Lever Brothers erbaut hatten. Hier fand ich das erste Hotel der großen A.B.C.-Gesellschaft. Ich bat den Gouverneur um Erlaubnis, ins Hotel ziehen zu dürfen, was mir auch bewilligt wurde. Wir mußten aber doch auf dem Boote bleiben, da das Hotel keine Deutschen oder „Boches" aufnehmen wollte. Am folgenden Tag fuhren wir eine halbe Stunde weiter nach Leopoldville, dem Sitz der Beamten. Nach einigem Hin- und Herfahren und Warten gelang es uns

Digitized by Google

endlich, ein Haus am Flußufer auf eigene Kosten zu mieten. Dies alles kam daher, daß der uns begleitende Offizier infolge seines niederen Ranges dem betreffenden Beamten gegenüber nicht genügend auftreten konnte. Vielmehr hatten die Lager- und Platzkommandanten allein zu befehlen. Immerhin hatten wir ein Dach. Das Haus war von Eisen, wie so viele Häuser hier im Kongo, und daher tagsüber ein wahrer Bratofen. Das Essen wurde vom Hotel geliefert. Ich wurde aber so krank, daß ich am dritten Tag nach meiner Ankunft wieder mit 40° Fieber darniederlag.

In Leopoldville blühten afrikanisches Leben und Klatsch aufs üppigste. Die verschiedenen, im belgischen Dienste stehenden Ausländer benahmen sich belgischer als die Belgier. Hier sah man wieder dick geschminkte Frauen, die einem glaubhaft machten, was man über die Kongofrauen im Gegensatz zu den in deutschen und englischen Kolonien lebenden hörte, daß die Männer nämlich Frauen verschiedener Herkunft heiraten und hierher bringen. Die Verpflegung war wenig gut. Da ich das Hoteleſſen nicht vertragen konnte, war es für mich sehr schwer, etwas zu bekommen. Lange Zeit lebte ich von Büchsenmilch und Vichywasser. Eine Bitte beim Arzt um einige Eier blieb erfolglos. Leopoldville war ungemein heiß, die Beamten

Digitized by Google

sehr feindselig, die Ernährungsverhältnisse traurig, so daß es mir äußerst unangenehm war, hier bleiben zu müssen. Und doch mußte ich einen Monat aushalten.

Dort erlebte ich etwas, was mich sehr aufregte. Ich hatte einige Blätter meines Tagebuches über die Besetzung von Tabora mitgenommen. Sie wurden durch einen Diebstahl gefunden. Obgleich ich noch in hohem Fieber lag, begann sofort eine große Untersuchung. Dabei fragte der Prokureur, wo die anderen Blätter wären. Ich antwortete ihm, ob er noch nicht genug hätte? Das ärgerte ihn furchtbar. Unser Begleitoffizier sagte mir, ich müsse vor Gericht erscheinen. Doch lag ich so lange krank, daß eines Tages der Prokureur aufs neue erschien. Meine Kusine pflegte mich wieder rührend. In ihrer Gegenwart vernahm er mich über die verschiedenen Punkte meines Tagebuches. Ich sagte, alles sei wahr. Darauf fragte er, ob ich das selbst gesehen hätte, was ich da schildere. „Nein," sagte ich, „aber meine Kusine." Und sie bestätigte, daß sie die Deutschen beim Karrenschieben gesehen habe, zum Beispiel den Finanzdirektor Herrn Schmeißer. Auch hatte sie hohe Beamte die öffentlichen Straßen fegen sehen. Da er merkte, daß wir noch mehr wußten, fragte er nicht weiter. Ich

Digitized by Google

sprach mein Bedauern aus, daß man mein Tagebuch gefunden habe, da es für niemand anderen als für mich selbst bestimmt gewesen sei. Darauf schilderten wir, wie fürchterlich die ersten drei Tage der Besetzung von Tabora gewesen seien. Man sprach davon, daß ich mit zwei Jahren Gefängnis bestraft werden sollte. Aber eines Tages bekam ich den Befehl, abzufahren. Ich konnte nicht aufstehen, um mich anzuziehen, geschweige denn reisen. Dazu war ich zu schwach und matt. Wieder mußte ich mich weigern. Der behandelnde Arzt, ein Dr. Houssiant, ein sehr eitler, parfümierter Mensch, wollte mich durchaus zum Reisen bewegen. Er fuhr nach Europa und sagte, ich könnte mit ihm reisen. Ich telegraphierte sofort an den Gouverneur und verlangte einen anderen Arzt. Auch bat ich um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen, andernfalls weigerte ich mich abzufahren. Man schickte mir Dr van Hoof. Ich werde es nie vergessen, wie eines Tages vor meinem Zimmer der Distriktskommissar, der immer in Uniform und Gala war, und fünf andere Herren warteten, um von Dr van Hoof zu hören, ob ich reisen könne oder nicht. Ich hörte den Herrn, der ein Däne war, sagen, er wolle dem Roten Kreuz 100 Frks. schenken, wenn er mich bloß los werden und aus Leopoldville hinaus bekommen

Digitized by Google

könne. Sie standen so, daß ich sie gerade von meinem Liegestuhl aus sehen konnte. Der arme Arzt war sehr blaß, als er zu mir ins Zimmer kam. Ich erklärte, ich sei zu schwach zum Reisen. Nach seinem Weggang und seinem Urteil gingen sie fort, und ich wurde fernerhin in Frieden gelassen. Dieser Arzt war früher im Eingeborenenhospital in Tabora tätig gewesen. Ich bemerkte aber, daß die meisten seiner Medikamente von uns stammten, insbesondere auch die Chinineinspritzungen. Er war aber ein guter Arzt und höflicher Mensch. Die Arseneinspritzungen, die er mir gab, stellten mich so weit her, daß ich nach einigen Tagen nach Stysville abreisen konnte.

Bei meiner Abfahrt von Leopoldville wurde ich angestarrt wie ein wildes Tier. Ganz Leopoldville war auf dem Bahnhofe, dabei viele Herren mit europäischen Damen, deren geschminkte Gesichter einen eigentümlichen Eindruck machten. In Kinshasha wiederholte sich dasselbe. Ich sah, wie die Leute nach mir fragten, und nach der Richtung zeigten, wo ich im Wagen saß und ruhig frühstückte. In Kinshasha wie in Leopoldville fiel es mir auf, daß in den einfachsten Läden Europäer bedienten. So etwas kannten wir in Deutsch-Ostafrika nicht. Dort hatten wir Griechen, Italiener und Goanesen als Verkäufer, und in

Digitized by Google

kleineren Läden handelten Inder oder Schwarze selber. Hier waren überhaupt wenig Schwarze zu sehen, dagegen viele Halbblutkinder. Letztere bieten einen sehr traurigen Anblick, sogar bei den Weißen sah man die armen Wesen. Bei uns dagegen gab es nur wenige.

In diesem ungeheuer großen Lande gibt es auffallenderweise wenige große Ansiedlungsgebiete der Schwarzen. Die Dörfer sind recht klein, und das ganze Land macht im Vergleich zu unserer Kolonie einen menschenleeren und ärmlichen Eindruck.

Nach einer anstrengenden Fahrt bis Stysville, auf der ich sehr elend wurde, brachte man uns in einem portugiesischen Hotel unter, das dicht an der Straße lag. Es war unerträglich, denn die pralle tropische Sonne schien den ganzen Tag ins Zimmer, und die Schwarzen begafften uns von allen Seiten. Dazu kam Gestank von getrockneten Fischen, der alle Sachen durchdrang. Da meine Begleiterinnen auch über Ungeziefer klagten, bat ich um eine andere Wohnung. Dieselbe große Hotelgesellschaft, die uns in Kinshasha nicht hatte aufnehmen wollen, verweigerte uns auch hier die Aufnahme. Nachdem ich so krank geworden, daß an eine Weiterreise nicht gedacht werden konnte, drahtete ich nochmals an den Gouverneur und

Digitized by Google

beschwerte mich über meine unwürdige Unterbringung. Ich bekam ein Haus angewiesen. Da nur wenige Häuser vorhanden waren, mußte ein Beamter mit seiner Frau ausziehen, um mir Platz zu schaffen.

Hier blieben wir fünf bis sechs Tage. Ich erholte mich in der neuen luftigen Wohnung und während der kühlen Nächte sehr schnell. Es war der einzige Ort auf der ganzen Strecke, wo es abends ein wenig kühl wurde. Die Luft war trocken und leicht, denn Stysville lag etwa 800 Meter hoch. Am 23. März war ich so weit hergestellt, daß ich nach Matadi hinab fahren konnte. Nachdem wir unser Gepäck verzollt hatten, bestiegen wir ein Schiff des „Kongo-Belge-Maritime". Unsere „Safari"-Sachen wie Betten, Küchengeräte usw. überließen wir dem belgischen Roten Kreuz, denn wir wollten nichts unnötigerweise nach Europa mitnehmen. Herr Brandes hat dies nachher in England sehr bedauert, da er im Gefangenenlager alle jene Sachen hätte gut gebrauchen können. In Matadi war auch ein Lager für internierte Deutsche. Hier herrschte eine solche Hitze, wie ich sie nur noch in Aden erlebt habe. „Matadi" soll „Hölle" oder „brennender Felsen" bedeuten. Für uns war es beides. Wir konnten es in der Kabine kaum aushalten, da eine Hitze von 39 °

Digitized by Google

herrschte. Aber oben auf Deck wehte ein kleiner Luftzug, und da das Schiff nur wenig besetzt war, benutzten wir einen Teil des Deckes. An Bord war auch ein Kapitän Luttjens, der bei uns zwei Jahre interniert gewesen war, aber frei umhergehen durfte und täglich 11 Frks. Gebühren bekam. Er war als großer Deutschenhasser bekannt. Doch konnte ich mich nicht über ihn beklagen. Er teilte mir mit, daß wir abends 9 Uhr in der Kajüte sein müßten. Dafür durften wir den ganzen Tag auf Deck sein. Es war mir sehr interessant, das Einladen hier beobachten zu können. Unter anderen nahmen wir 30 Geschütze und eine Million Granaten an Bord. Als ich da stand und zusah, kam der erste Offizier sehr beunruhigt zu mir und bat mich, von der Reeling fortzugehen. Aber ich hatte genug gesehen, und die Offiziere, die an Bord kamen, sprachen sich offen darüber aus. Wir blieben drei Tage hier; dann fuhren wir eine kurze Strecke von 1½ Stunden bis Boma, das wir am 28. März erreichten. Hier kamen etwa 100 Deutsche an Bord, und das Schiff war nun voll besetzt. In Boma wohnte der Gouverneur, und da er mir eine Unterredung in einer Angelegenheit des Roten Kreuzes zugesagt hatte, kam ein Offizier nachmittags um 4 Uhr, um mich abzuholen. Zuerst wollte der Polizei-

Digitized by Google

kommissar uns nicht erlauben, das Schiff zu verlassen; auf meine Bitte hatte der Gouverneur auch unsern Frauen die Erlaubnis erteilt, an Land zu gehen, um Einkäufe zu machen. Aber auch dies wurde vom Polizeikommissar verweigert. Anscheinend hatte also der Gouverneur hier nichts zu sagen.

Das für unsere Begriffe sehr einfache, aus Wellblech erbaute Haus des Gouverneurs machte durch seinen Palmen- und Blumenschmuck einen freundlichen Eindruck. Man merkte sofort, daß eine geschmackvolle Frau über allem waltete. Gouverneur Henri empfing mich, er konnte mir aber keine Auskunft geben. Er besaß wenig Einfluß; seine Macht war, wie mir schien, von Europa aus beschränkt worden. Wir besprachen verschiedene Sachen, die seiner Meinung nach nicht hätten geschehen dürfen, so auch meine Tagebuchangelegenheit. Darüber meinte er: „Wenn Sie als Belgierin in die Hände der Deutschen gefallen wären, würde man Sie für ein solches Vergehen erschossen haben. Aber wir Belgier sind etwas milder." Darauf antwortete ich ihm: „Und Exzellenz, was machen Sie? Dieses Schiff ist ein Truppentransport voll Munition und Geschützen, und Sie setzen diese armen deutschen Frauen und Kinder darauf. Wenn das Schiff torpediert wird,

Digitized by Google

weiß kein Mensch in Europa, daß es voll Truppen und Munition war." „Ah, Madame, c'est la guerre", antwortete er. Also, da hatten wir es! Ich fragte wegen der 10 000 Rupien und der 8000 Frks. europäisches Geld, die ich bei mir hatte. Er antwortete, das wäre mein Eigentum, was ich hätte, dürfe mir niemand wegnehmen. „Und," fügte er hinzu, „Sie werden nach England gebracht und müssen bis Kriegsschluß dort bleiben. Wir werden Ihnen nicht erlauben, nach Deutschland zurückzukehren." Er versprach aber, den Brief, den ich ihm übergab, an meinen Mann zu schicken, damit er erführe, was aus mir geworden wäre, falls das Schiff torpediert würde. Der Gouverneur machte einen liebenswürdigen, vornehmen Eindruck, doch war seine Macht, wie ich schon erwähnte, recht gering.

Am ersten Tage in Boma durften wir auf Deck hinaufsehen. Denselben Tag erschien das neue Militärkommando, und alle Deutschen mußten bei einer Hitze von 39½° zwei Tage lang in den Kajüten bleiben. Noch furchtbarer war, daß wir bei geschlossenen Türen schlafen mußten, damit sich der Vorfall von Matadi nicht wiederholte. Am ersten Tage kamen dort nämlich zwei Herren in die Kabine der Damen nebenan und drehten plötzlich das Licht an, während diese der Hitze wegen nur leicht

Digitized by Google

bekleidet im Bett lagen. Ich hatte mich auch bereits niedergelegt, als ich hörte, wie jemand an meiner Kajütentüre klinkte; ich sprang sogleich auf und fragte scharf: „Was wollen Sie?“ Weiter kamen die „Herren“ nicht, sondern sie drehten sich um und verschwanden. Ich hatte die beiden aber bereits erkannt, der eine war der Maitre d'Hotel und der andere ein Bankier, dessen Name mir entfallen ist. Anscheinend schämten sich die Herren, denn sie wagten es nie wieder und ließen sich nichts merken. Wir erwähnten den Vorfall auch niemand gegenüber außer Leutnant Laude, verschlossen aber von da ab unsere Türen fest. Darin bestand für uns die beste Sicherheit, aber es war bei der Hitze eine furchtbare Qual. Auch hier standen schwarze Askari vor unserer Türe Posten.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Meine Wertsachen werden mir weggenommen. — Unsere Truppen erobern Bismarckburg zurück. — Torpedierungsgefahr. — Ankunft in Falmouth. — In einem Londoner Hotel eingeschlossen. — Auslieferung nach Frankreich. — Meine Freilassung.

Wir blieben nun zwei Tage und zwei Nächte unten in luftlosen und erstickend heißen Kajüten. General Tombeur kam in Boma an Bord, und er sollte mich nicht sehen! Mir lag auch nichts daran, ihn zu sehen, aber Luft mußte ich haben. Am dritten Tag erschien der Major Brassel, ein Luxemburger, bei mir; er sprach fließend Deutsch und befahl wie ein Unteroffizier. Wir hatten einen scharfen Zusammenstoß, da er meine Wertsachen beschlagnahmen wollte. Ich hielt mich an das Wort des Gouverneurs und wollte nichts aushändigen. Er wurde grob und drohte, mich von einer Belgierin untersuchen zu lassen, falls ich mich nicht sofort füge. Ich sagte ganz kühl:

Digitized by Google

„Ich bin nicht gewohnt, daß man in dieser Weise mit mir spricht und verbitte mir das.“ Er antwortete: „Sie zweifeln an dem Worte eines Offiziers?“ und daran wäre er nicht gewöhnt. Ich sagte, ich hätte allerdings leider schon traurige Erfahrungen in diesem Punkte gemacht, aber ich hielt mich an das, was mir der Gouverneur gesagt habe, nämlich daß mein Geld mein Eigentum wäre und es mir niemand wegnehmen dürfe. Darauf fragte er, ob ich ihm dann Glauben schenkte, wenn er mir den Befehl zeige. „Jawohl,“ antwortete ich. Darauf ging er, um den Befehl zu holen und überreichte ihn mir. Nun mußte ich meinen Augen glauben. Er nahm mir also mein Geld im Betrage von zirka 20000 Franken ab, nur 200 behielt ich zurück. Ein Glück, daß ich schon vorher mehrere hundert Franken Trinkgeld verteilt hatte, da wurden wir wenigstens noch gut bedient. Der Major teilte mir ferner mit, daß wir von 6—9 Uhr morgens und von 4—5 Uhr nachmittags auf Deck bleiben durften. Die Morgenstunden nützten uns nicht viel, da wir nicht gewohnt waren, so früh aufzustehen. Ich bin aber aufgestanden und hinaufgegangen; es war mir angenehm, oben dann allein zu sein. Da die Frauen alle krank waren, schrieb ich Major Brassel, er möchte zu mir kommen, und ich bat ihn um die Erlaubnis, daß sie bis 11 Uhr

Digitized by Google

vormittag auf Deck sich aufhalten dürften. Erst nach acht Tagen wurde es bewilligt. Die Deutschen fuhren alle zweiter Klasse, nur meiner Kusine und mir sowie Herrn Brandes war die erste Klasse erlaubt worden. Durch Trinkgeld erreichte ich, daß Frau v. Langenn und meine gute Antonie gleichfalls erster Klasse fuhren und in meiner Nähe waren. Herrn Brandes hatte man erste Klasse zugestanden, weil, wie mir der Gouverneur sagte, mein Tagebuch bewies, daß er wirklich der Vertreter meines Mannes und außerdem auch krank war.

Mein erstes Erscheinen war ein Ereignis für die Belgier, ich aber machte mir nichts daraus. Den General Tombeur bekam ich zum ersten Male näher zu sehen. Er war klein, dunkel und rundlich, ging wie auf Stelzen und schien sehr eitel und eingebildet zu sein. Wir hatten genug Gelegenheit, einander zu studieren, da er meistens vor mir herspazierte. Er blieb nicht auf seiner Seite, sondern er benutzte das ganze Schiff, mir stand aber bloß die eine Seite zur Verfügung. Meine Mahlzeiten nahm ich in meiner Kajüte ein. Es war den Deutschen bei Strafe verboten, mit mir oder Herrn Brandes zu sprechen. Zu hören bekam ich aber genug, da Frau v. Langenn und Fräulein Schnee zu Tisch in die zweite Klasse hinübergingen. Sie erzählten, daß eine Frau

Digitized by Google

drei Tage in ihrer Kajüte eingesperrt wurde und die anderen dürften nur dreimal am Tage in Begleitung eines Askaris zur Toilette gehen. Sie wurden nach ihren Berichten wie militärische Gefangene behandelt. An Kaisers Geburtstag wollte ich zu den anderen in die Kajüte hinuntergehen; es wurde mir aber leider verboten, da man eine patriotische Kundgebung befürchtete. Ich wußte kaum, wer von unseren Leuten an Bord war, da ich niemanden zu sehen bekam. Auch in den verschiedenen Häfen, die wir anliefen, mußten wir zwei Tage bei unerträglicher Hitze unten in der Kajüte bleiben. Man behandelte uns wahrhaftig so grausam wie Sträflinge.

Erst bei Dakka fing es an kühl zu werden. Hier stiegen 35 Offiziere aus, und einige Geschütze und Munition wurden wieder ausgeladen. Da unsere Kabine am Kai lag, hörten wir deutlich, was draußen gesprochen wurde und erfuhren dabei, daß unsere Truppen sich den Weg nach dem Tanganjika erfochten und Bismarckburg wieder erobert hatten. Die Belgier äußerten sich auch über ihren Rückzug und sprachen ihre Bewunderung für die Deutschen aus. Von Dakka an wurde es immer kühler. Wir machten wegen der Unterseebootsgefahr einen großen Umweg und lenkten in den amerikanischen

Digitized by Google

Kurs ein. Wir liefen auch keinen Hafen mehr an, sondern fuhren ohne Aufenthalt nach England. Die Gefahr war groß, denn wir standen im April, für den die Deutschen den verschärften Unterseebootkrieg angekündigt hatten. Von nun an wurde das Schiff abgeblendet und fuhr stets im Zickzack. Kein Mensch zog sich des Nachts mehr aus. Diese Unruhe steigerte sich bis drei Tage vor Falmouth. Niemand ging mehr zu Bett. Wir Deutschen aber blieben fast immer unten in der Kajüte und gingen regelmäßig ausgezogen zu Bett. Wir sagten uns, wenn wir torpediert werden, dann wird doch kein Deutscher gerettet. In der zweiten Klasse schloß man alle ein, also war es gewiß, daß alle samt ihren Familien untergehen mußten. Die Männer schraubten aber die Türschlösser auf, damit bei einer Torpedierung die Türen geöffnet werden könnten. Wir hörten fortwährend Schimpfworte wie „Boche", „Sale Boche" u.s.w. Ein Boot wurde für einen Notfall bereitgestellt, aber alles andere blieb wie immer. In der ersten Klasse übte man fortwährend, und die Boote standen bereit. Man fühlte ordentlich die Spannung. Alle schauten nach Unterseebooten aus, einige sollen auch gesehen worden sein. Zwei Tagereisen vor England blieb das Schiff plötzlich stehen. Alles stürzte aus den Kajüten herauf.

Digitized by Google

Ich ging meinen Korridor entlang und sah ein Rennen und Hin- und Hergehen. Auch weinten einige Damen in meiner Nähe. Schließlich sagte mir mein Bade-Steward, ein Blame, daß man zwei Boote mit den Überlebenden eines torpedierten Schiffes aufgenommen hätte. Halbtot vor Kälte, durchnäßt und verhungert, hatten sie 24 Stunden im offenen Boot getrieben und waren völlig erschöpft. Von da an wurde unsere Lage noch mißlicher. Man warf uns feindselige Blicke zu, und die Ausdrücke wie „Sale Boche" wurden immer lauter. Ein Herr, der auf meinem Korridor wohnte, rief diese Bemerkung immer mit Nachdruck, wenn er seine Kajütentür zuwarf. Auch spannte er auf alles, was bei uns gesprochen wurde. Das elektrische Licht brannte in den Korridoren die ganze Nacht hindurch. Die Toiletten wurden fest verschlossen, da man befürchtete, daß wir die dunkeln Scheiben herausnähmen und den Deutschen Signale gäben. Die Angst war groß. Die wildesten Gerüchte wurden laut. Man hörte, wie die Passagiere und die Offiziere sich von Schiffen erzählten, die eine halbe Stunde vorher torpediert worden wären.

Am 22. April frühmorgens kamen wir endlich in Falmouth glücklich an. Nachmittags um 4 Uhr verließen die Belgier das Schiff. Wir sollten um

Digitized by Google

6 Uhr fortgehen, mußten aber bis 8 Uhr am folgenden Tag bleiben. Major Brassel kam und sagte mir, wir würden nun an die Engländer ausgeliefert werden. Er sei recht froh darüber, denn es wäre kein Vergnügen, Gefangenenaufseher zu sein. Darauf bemerkte ich, daß er sich irre, er habe Internierte, aber keine Gefangenen oder Verbrecher vor sich. „C'est la même chose!“ antwortete er. Er fügte noch hinzu, jeder dürfe bloß einen Koffer mitnehmen. Die Frauen, die mit Kindern reisten, waren außer sich darüber. Sofort wendete ich mich an den englischen Major, als er an Bord kam, und er versprach mir, den Deutschen alles zu lassen. Von drei anderen belgischen Offizieren (Deputierten) begleitet, brachte uns endlich ein Schlepper ans Land.

Eine Abteilung englischer Soldaten empfing uns und führte uns zu dem einige Meter entfernten Zollschuppen. Hier war unser ganzes Gepäck untergebracht, und die Untersuchungen begannen. Ich kam zuerst daran und mußte mich völlig ausziehen und sogar die Haare auflösen. Es war furchtbar kalt, und wir froren entsetzlich. Die armen Gefangenen, die aus dem Felde kamen, hatten weiter nichts als ihre Khakianzüge an. Es schnitt einem ins Herz, sie so furchtbar frieren zu sehen. Die belgischen Depu-

Digitized by Google

tierten lehnten jede Frage mit der Antwort ab, die Deutschen wären den Engländern ausgehändigt, und wir müßten uns an die Engländer wenden.

Nun wurden meine Koffer geöffnet und durchgesehen. Ich durfte nicht dabei anwesend sein, alles wurde bei zugezogenen Vorhängen vorgenommen, und ich sah bloß, wie die Sachen durchwühlt wurden. Um 2 oder 3 Uhr bekamen wir Tee, Kaffee und Käsebrötchen, so daß die Frauen und Kinder sich wärmen konnten. Um 5 Uhr war man mit den Frauen und Kindern fertig. Alles Gold, Konserven, Flaschen mit Inhalt, Puder, Medizin, Watte und Verbandzeug war ihnen weggenommen worden. Ich selbst entdeckte später den Verlust meiner Medizin, was mir höchst peinlich war. Noch mehr ärgerte mich, daß auch meine Liebesgabenstrümpfe und Baumwolle fehlten, die ich für Berlin mitgebracht hatte. Auch meine Elfenbeinstricknadeln, mit denen ich so viele Strümpfe gestrickt hatte, und viele andere Dinge vermißte ich. Ferner hatte man Papiere in jeder Form weggenommen und mir nichts weiter als die Kleidungsstücke gelassen. Aus meinen Koffern war sogar das Futter herausgerissen.

Belgier und Engländer schienen nicht gut Freund miteinander zu sein. Ein belgischer Offizier trat

Digitized by Google

an mich heran. „Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen," sagte er, „was Ihnen sehr unangenehm sein wird." Ich antwortete: „Und ich habe Ihnen auch viel Unangenehmes zu sagen. Wir können nachher unsere Herzen gegenseitig ausschütten." „Nous verrons," antwortete er. Der englische Oberst aber warf ein: „Jetzt habe ich mit der Dame zu tun; wenn ich fertig bin, dann können Sie anfangen." „Ich habe sehr Wichtiges mit ihr zu besprechen," entgegnete der Belgier. „Das können Sie später tun, wenn sie ihren Bestimmungsort erreicht hat," antwortete der Engländer.

Um 5 Uhr wurden unser Koffer in geradezu fürchterlichem Zustand in den Zug geschafft. Wir stiegen ein. Dagegen mußten die Männer noch drei Tage und Nächte zurückbleiben. Sie sollen nur einmal zu essen bekommen haben, wurde mir später erzählt. Der Oberst sagte mir, sobald wir im Zuge wären, würden wir keine militärische Begleitung mehr haben, sondern frei sein. Zum Glück hatte ich noch genug Geld übrig, um für alle unterwegs Schokolade, Tee, Brötchen usw. zu kaufen. Es war morgens 4 Uhr, als wir in London ankamen. Hier nahm uns ein Polizist in Zivil in Empfang, und wir mußten bis 7 Uhr auf dem Bahnhof bleiben. Dann durften wir mit der „Tube" (Untergrundbahn) nach dem kleinen Mills Hotel

Digitized by Google

in der Nähe des britischen Museums fahren. Dort trafen um 11 Uhr drei Leute vom Scotland Yard ein. Ich erklärte ihnen, daß die Frauen ohne Geld seien und daß für sie gesorgt werden müsse. Ich selbst bat um Erlaubnis, in ein besseres Hotel auf eigene Kosten gehen zu dürfen und stieg im Imperial-Hotel, Russel Square ab, um in der Nähe zu sein. Von einer Nichte in London bekam ich Geld, so daß wir uns neue Kleider anschaffen konnten. Das war höchst wichtig, da wir alle nichts mehr besaßen, waren doch alle unsere Kleidungsstücke bei der Beschießung des Gouverneurhauses vernichtet worden. So mußte ich nun vor allem uns drei neu ausstatten. Am nächsten Tage ging ich in die schweizerische Gesandtschaft, die die Deutschen zu vertreten hatte. Sie befand sich in der früheren deutschen Botschaft, wo ich zwölf Jahre zuvor mit meinem Manne unter Graf Wolf Metternich weilte. Ich werde nicht so leicht vergessen, was für ein Gesicht Major Isler machte, als ich mich bei ihm meldete, denn ich trug ein Kostüm, das die Motten zerfressen hatten und einen alten Filzhut, den ich in Afrika immer auf „Safari" aufsetzte; Handschuhe besaß ich auch nicht mehr. Sein Blick wanderte von meiner Karte zu mir und dann wieder auf meine Karte. Meine einzige Empfehlung war

Digitized by Google

mein sonnenverbranntes Gesicht. Er glaubte mir erst, als ich ihn bat, jemanden nach Mills Hotel zu schicken, um mit den Damen selbst zu sprechen. Dann versprach er mir, den deutschen Frauen Geld auszuhändigen, und war sehr liebenswürdig und hilfsbereit. Die drei Herren vom Scotland Yard benahmen sich gleichfalls sehr gut und liebenswürdig gegen uns Frauen, sie sorgten für die Anmeldungen und holten sie dazu ab. Am folgenden Tage sagte mir der eine, Herr Painter, es würden Vorbereitungen getroffen, um die Frauen und Kinder über Holland zu schicken. Er fragte mich, ob ich die Reise auch für meine Kusine und meine Wirtschafterin bezahlen wollte. Ich antwortete: „Selbstverständlich." Den Frauen wurde nun mitgeteilt, sie sollten sich bereit halten, denn am folgenden Montag dürften sie abfahren. Die Freude war groß. Aber am Tage darauf kam Herr Painter wieder, um uns mitzuteilen, daß es sich doch geändert habe und wir noch etwas warten müßten.

Als ich am dritten Tag bei dem Frühstück in meinem Hotel saß und die Zeitung las, blickte ich auf, und zu meinem großen Erstaunen sah ich zwei Tische von mir entfernt die drei belgischen Deputierten sitzen, die uns in Falmouth empfingen. Ich faßte mich schnell und aß ruhig weiter. Ich sah aber, daß sie mich entdeckt hatten und hörte

Digitized by Google

den älteren, Rotfart, laut fagen: „Mon Dieu, c'est Madame Schnee.“ „Non“ erwiderte der andere, „ce n'est pas possible!“ „Si, si,“ fagte Rotfart, „comment c'est arrivé, elle est libre.“ Sie konnten ſich kaum vor Staunen beruhigen. Als ich fertig war, erhob ich mich ruhig vom Tiſch und ging an ihnen vorbei. Ich war doch in England und hatte mit den Belgiern nichts weiter zu tun, deshalb ſtörte mich die Begegnung mit ihnen nicht weiter. Und doch entſchied ſie mein Schickſal. Ich kam den Belgiern anſcheinend zu gefährlich vor. Jedenfalls bekam ich einige Tage nachher durch Kriminalbeamte den Befehl, keine Gäſte im Hotel zu empfangen und ſeine öffentlichen Räume überhaupt nicht zu betreten. Ich ging jedoch ruhig meinen Weg weiter, machte meine Beſorgungen und nahm meine Mahlzeiten im Speiſeſaal ein, bis ich zwei Tage ſpäter einen ſtrengeren Befehl bekam: Mir wurde verboten, mein Zimmer zu verlaſſen, auch durfte ich niemand empfangen. Nun ſaß ich wirklich faſt wie ein Verbrecher gefangen. Täglich kamen mehrere Befehle vom Bow Street Polizeibureau und auch von Tottenham Court Road. Sogar den Poliziſten ſchien die ganze Sache höchſt peinlich zu ſein. Zu dem einen äußerte ich, daß wohl die Belgier dahinter ſtäken. „Das glaube ich ſicher,“ war die Antwort.

Digitized by Google

Auch sagte mir einer: „Den Telegrammen nach müssen Sie eine fürchterliche Spionin sein. So sehen Sie aber nicht aus.“ Er hatte recht, denn Spionin war ich nie.

Der Verein für Deutsche und Österreicher in Not (Emergence Committee for the assistance of Germans and Austrians in Distress) hat sich sehr verdient gemacht, indem er die Erlaubnis erlangte, für die Frauen und Kinder Stiefel und Kleidung zu kaufen. Auch beschenkte der Verein die ärmeren der Frauen. Die Leiterin, Mrs. Bridgewater, machte einen sehr sympathischen Eindruck. Die deutschen Frauen waren voll Lobes darüber. Ich hörte erst davon, kurz bevor ich festgesetzt wurde. Da die anderen Frauen in Mills Hotel schon vor mir denselben oder einen ähnlichen Befehl erhalten hatten, konnten sie mich nicht besuchen. Ich durfte es eigentlich auch nicht, aber ich tat es dennoch. Ohne jemandem etwas zu sagen, verließ ich ruhig die Zimmer, nahm ein Auto und fuhr sogleich nach der Geschäftsstelle des Vereins. Dort sah ich viele Leute beschäftigt; auch eine Ausstellung von Arbeiten deutscher Kriegsgefangener schaute ich mir an.

Durch die freundliche Vermittelung von Mrs. Bridgewater durften mehrere Frauen ihre Männer im Alexanderpalais aufsuchen, wo tausende von

Digitized by Google

Deutschen interniert sind. Hier erreichte Frau von Langenn eines Tages die Nachricht vom Ableben ihres Vaters, und tags darauf hörte sie von den Belgiern, daß ihr Mann in Afrika gestorben sei.

Plötzlich erfuhr unser Schicksal eine neue und unerwartete Wendung. Als die Engländer neue belgische Truppen am Tanjanjika-See gegen die Deutschen unter Wintgens brauchten, machten die Belgier unsere Wiederauslieferung zur ersten Bedingung. So erklärt sich auch, weshalb wir vor der schon festgesetzten Abreise nach Holland zurückgehalten wurden. Erst nach längerer Weigerung mußten die Engländer nachgeben, und wir hatten, so nahe schon der Freiheit und der deutschen Heimat, aufs neue einen schmerzensvollen Weg voll Demütigungen und Entbehrungen anzutreten.

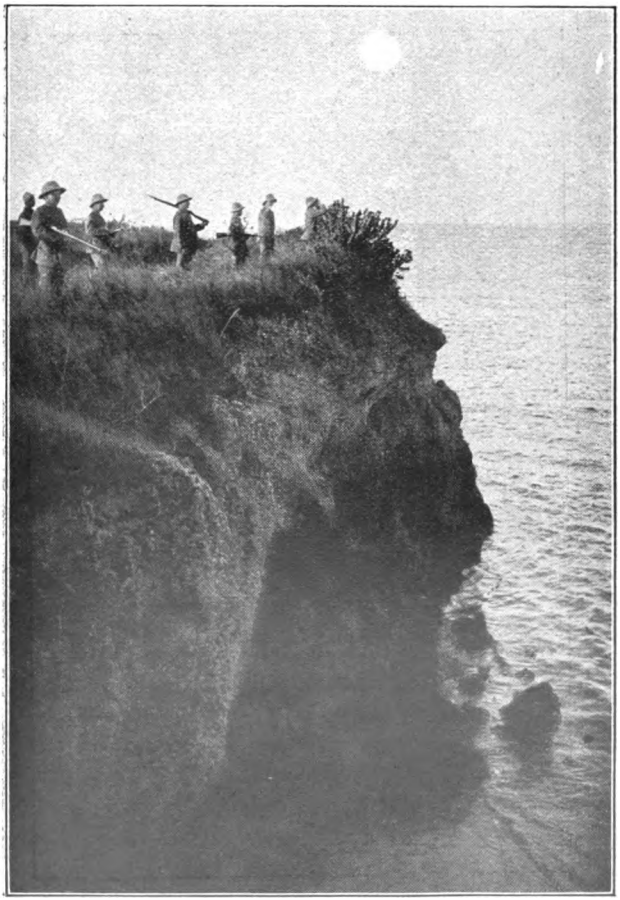
Am 19. Mai fuhren wir von London nach Falmouth zurück, wo wir den Belgiern wieder ausgeliefert wurden. Ein Militärwagen mit militärischer Bedeckung sollte uns abholen, aber ich erklärte, jeder könne selbst seine Droschke bezahlen. Hierauf schlug Mr. Painter vor, uns ohne Geleit zur Bahn fahren zu lassen. Und so geschah es auch. Etwas Nutzen sollten wir doch von unserer Gefangenschaft haben. Der Zug war überfüllt,

Digitized by Google

und unzählige Male wollten Leute in unser Abteil einsteigen. Ich sagte jedesmal kaltblütig: „Hier sind deutsche Gefangene!“ Wir wurden allein gelassen und legten die Nachtfahrt einigermaßen bequem zurück. Nach zehnstündiger Reise erreichten wir Falmouth und bestiegen abends die „Albertville“ wieder. Der belgische Offizier wollte mir die zweite Klasse anweisen, aber ich weigerte mich aufs neue und bekam darauf für mich und meine Kusine eine Kabine erster Klasse.

Diese Fahrt war noch geheimnisvoller als die erste, alles war verdunkelt und die Kajüten stockfinster. Am 22. Mai landeten wir in La Pallice, dem Hafen von La Rochelle. Ein französisches Unterseeboot begleitete uns. In den verschiedenen Hafenbecken lagen viele ausländische Schiffe. Wasserflugzeuge fuhren umher, und gefangene deutsche Soldaten arbeiteten an den Hafenanlagen. Sie fielen gleich durch ihre großen schönen Gestalten auf. Beim Aussteigen riefen sie uns „Guten Tag“ zu. In La Pallice wurden wir alle verhört. Ich sollte über die verschiedensten Dinge Auskunft geben, doch weigerte ich mich, die militärischen Fragen zu beantworten. Dann wurde uns mitgeteilt, daß alle Deutschen auf drei Tage in einem Zollschuppen wohnen sollten. Nur mit mir mache man eine Ausnahme, da

Digitized by Google



Ein Beobachtungsposten des Küstenschutzes

Digitized by Google

Im Gefangenenlager Espailion

Digitized by Google

im Grand Hotel in La Rochelle Zimmer für mich bestellt waren. Allerdings auf meine eigenen Kosten. Ich fragte: „Wovon soll ich das bezahlen? Sie haben mir ja mein ganzes Geld abgenommen. Ich kann nur zahlen, wenn Sie es mir wiedergeben.“ Ich durfte auch meine Kusine und meine alte treue gute Antonie, die 15 Jahre in meinen Diensten steht, mitnehmen. Meine Kusine zog es vor, die Nacht mit den anderen zu verbringen, sie wollte am nächsten Tage zu mir kommen. Ich sagte aber gleich den Herren, daß die Frauen unmöglich in jenem Schuppen bleiben könnten. Der Offizier sagte ärgerlich zu mir: „Sie wissen gar nicht, Madame, wie die Deutschen in Belgien und Frankreich unsere Frauen behandeln!“ Die Damen waren sehr erregt, aber ihre Aufregung steigerte sich noch durch das Benehmen des belgischen Arztes; man hatte ihn in der Nacht zu Frau v. Langenn gerufen, um ihr eine Morphiumeinspritzung zu geben, und er hatte geäußert: „Was? Für so ein Boche holt man mich aus dem Bett?“ Ich versuchte nochmals, die Herren zu bewegen, den deutschen Frauen ein sauberes einfaches Hotel anzuweisen und sie nicht in dem schrecklichen, kalten Schuppen die Nacht verbringen zu lassen. Ich flehte den Kommandanten an und sagte ihm, er hätte „Afri-

Digitized by Google

kaner" vor sich, er würde die Hospitäler morgen voll haben. Dazu sagte er: „Je connais cela." Ich erfuhr nachher, daß bei dem vorigen Transport zwei Kinder gestorben waren. Endlich versprach man mir, für eine bessere Unterkunft zu sorgen. Ich fuhr mit meiner Wirtschafterin und dem französischen Kommissar ab. Unterwegs stieg er aus und sprach mit einem anderen über die Unterkünfte. Ich kam ins Hotel und stand von jetzt an unter französischer Aufsicht.

Am folgenden Tage versprach man mir, sämtliche Frauen nach Espalion überzuführen. Jedoch erkrankten die Kinder unterwegs am Scharlach, und so mußten sie einen Monat im Hospital (Rodez) bleiben. Meine Kusine mußte auch mitgehen, sie durfte nicht mehr zu mir kommen. Sie hat die Kleinen dann dort gepflegt und schrieb mir davon.

Ich lasse hier meine Kusine selbst erzählen:

„Drei Tage lang blieben wir im Zollhaus von La Pallice; niemand wußte warum, denn eine Zollrevision fand nicht statt. Das untätige Stillsitzen war trostlos, wie die ganze Umgebung, trostlos erschien uns auch die Zukunft. Hatten wir dafür geduldig alle Strapazen und Demütigungen der Reise ertragen, waren von Hand zu Hand gegangen wie ein falscher Groschen, den niemand behalten will, um jetzt hier in Frank-

Digitized by Google

reich ganz außer Kurs gesetzt zu werden? Gott mochte wissen wie lange! Niedergedrückt und bekümmert sahen wir unserem Schicksal entgegen.

Am ersten Tag hatten uns die Belgier nochmals über Gefangennahme, Reise und Behandlung verhört, ohne uns aber, wie den übrigen O.-O.-A.-Transporten das Protokoll zur Unterschrift vorzulegen. Dann übergaben sie uns französischem Schutz, und ein französisches Bajonett folgte uns seitdem auf Schritt und Tritt wie das böse Gewissen. Voll Sehnsucht dachten wir an England zurück. Dort waren wir Menschen unter Menschen, hier nur Gefangene. Dort wurden wir in schweren Tagen mit Güte und Wohlwollen getröstet, hier in den einfachsten Bitten nicht unterstützt. Wegen der allerselbstverständlichsten Sauberkeit mußten wir uns an den Kommandanten wenden, trotzdem blieb die Kabinettfrage ungelöst. Auch von einer achtungsvollen Behandlung, wie sie der Minister Lady C. auf ihre Fürbitte zugesagt hatte, war nichts zu spüren. Die dumpfe Zollhalle war unser Aufenthalt, ein Nebengelaß mit schmutzstarrenden Pritschen unsere Kemnate. Eine Waschgelegenheit gehörte nicht zur Einrichtung; es gab auch keine Vorhänge, um die Öffentlichkeit auszuschließen, die vielköpfig regen Anteil an uns nahm. Wir schworen einmütig,

Digitized by Google

dies Loch nicht zu betreten; als aber die Männer am Abend ihre Strohsäcke in die Halle schleppten, mußten wir weichen. Und so düster ist zum Glück keine Lage, daß nicht der Humor ein goldenes Lichtlein darauf würfe. Schon klang es hin und wieder wie verstecktes Lachen, dann ging der Sandmann um. Keiner aber träumte in dieser Nacht davon, daß er sich noch einmal nach La Pallice zurücksehne.

Endlich kam der Befehl zur Abreise. Die Familien sollten zusammenbleiben und die Frauen nach Espalion begleiten, die Männer waren für St. Affrique bestimmt. Mit Freuden schnürte jeder sein Bündel, möglichst leicht, weil er es fortan selber tragen mußte. Der Posten wurde zurückgezogen, ein Transportführer brachte uns nach La Rochelle. Mir war in der alten Stadt wehmütig ums Herz, war ich doch meiner Kusine so nah und doch so ferne. Wann würden wir uns wiedersehen? Am Bahnhof nahm jeder sein Stück Brot und Wurst in Empfang. Für die übrigen Lebensmittel mußte man selber sorgen, denn die Fahrt ins Ungewisse war weit. Über Espalion konnte uns niemand Auskunft geben, auch nicht der Führer. Um so lebhafter und phantasiereicher sprach er davon. Es klang so tröstend, fast verlockend vom neuen Kamp, von

Digitized by Google

Familienhäusern und baldiger Auslieferung, und der Zauber der Landschaft und der Abendfrieden taten das ihrige, uns das Herz leichter zu machen.

Am andern Morgen nahm der Transport von St. Affrique Abschied. Wir blieben in Montauban. Das war die Hölle. Zum erstenmal begegnete uns offener Haß. Die junge Kantinenwirtin weigerte sich, zwei fieberkranken Kindern Milch zu geben, und der Pöbel umdrängte uns gaffend im Wartesaal. Es wimmelte von Soldaten. Uns war bei der Durchfahrt der Züge jeder Schritt untersagt, aber niemand verwehrte dem Volk, uns zu belästigen. Unser Transportführer blieb dann unsichtbar. Jedenfalls glaubte er, mit Brot und Wein wiederum all seinen Pflichten gegen uns genügt zu haben. Mit Heftigkeit bestanden wir auf einer warmen Suppe für den Abend, der ersten seit 36 Stunden. Sie sollte uns werden, selbstverständlich auf unsere Kosten.

Statt in Espalion hielten wir plötzlich mit vier maserkranken Kindern im Isolierpavillon des Hospitals von Rodez unseren Einzug, wo die Kleinen von Arzt und Schwestern gepflegt werden sollten. Zwei der Kinder lagen lange schwer krank, die übrigen wurden durch immer neue Masernkandidaten ersetzt, so daß unser Aufenthalt sich auf 6 Wochen ausdehnte. Wir hatten nur die

Digitized by Google

allernotwendigsten Sachen bei uns, die großen Koffer wurden uns verweigert. Wer „das“ Nachtgewand wusch, konnte nicht schlafen gehen, bevor es trocken war. Zum Glück war das Wetter mit uns im Bunde. Was hätten wir ohne die Sonne körperlich und seelisch gemacht! Gefangen waren wir selbst hier unter der Obhut der Oberin und der Schwestern. Täglich erschien der Kommissar zum Appell, und fast stündlich ließ uns der Hausverwalter fühlen, daß er unser Feind und auch unser Herr sei. Das Essen von seinen Gnaden war schlecht. So oft man auch mit dem Napf zur Verteilung in den Flur kam, stets gab es mit Raupen gewürzte Kohlsuppe oder harte Hülsenfrüchte und mitunter auch Fleisch. Soweit die Verordnungen des Arztes die Küche betrafen, wurden sie wenig oder gar nicht berücksichtigt. Auch die Sitte des Anklopfens schien dem Hausverwalter unbekannt. Wir waren darüber verschiedener Meinung, und er schwärzte uns beim Präfekten an, der in seinem Zorn das Haus beben machte. Er geriet in furchtbare Aufregung. Doch muß ich hinzufügen, er hörte auch uns an, ging aber künftig allen Klagen aus dem Weg. Der Hausverwalter grüßte fortan, und wir durften unsere Kohlsuppe für unser Geld und gegen hohe Gasrechnung durch Kaffee ersetzen. Ach Geld!

Digitized by Google

Oft saßen wir ganz auf dem Trocknen, manchmal mußten wir hungern. Wie gut war es dann bei der Brotverteilung, in der Gunst der Bedienten zu stehen. Sie hatte einen so sicheren Griff für ihre Schützlinge und eine so großzügige Auffassung von dem, was ihre chère mère im Garten erlaubte. Wohlzutun und mitzuteilen wurde ihr dann zur Pflicht. Trotzdem verlor sie nie ihren kaufmännischen Blick. Eins wollte ihr aber nicht gelingen, was uns das Dasein und das Hungern so erleichtert hätte, nämlich unser englisches Geld zu wechseln. Wir trösteten uns dann mit Espalion.

Eines Tages sollte sich der Wunsch erfüllen, wir kamen nach Espalion, froh empfangen und umjohlt vom lieben Pöbel! Steine und schlechte Witzworte flogen uns nach, so daß man sich schämte, französisch zu verstehen. Wir hatten uns Espalion anders gedacht. Von der Bahn aus sahen wir das hellerleuchtete College, halb war es Schule, halb war es Kamp. Bei unserm Einzug zeigte es uns seine Schattenseite. Im düsteren Hof wurden wir beim Schein einer Laterne abgezählt. Altbekannte Gesichter tauchten plötzlich aus dem Dunkel auf, Afrikaner, die den ersten Schrecken längst hinter sich hatten.

Durch düstere, schmutzige Gänge kamen wir in ein Zimmer mit zwei jahrmarktsbudenartigen Ver-

Digitized by Google

schlägen, zu denen die Besitzerinnen sichtlich paßten. Die Wände waren schmierig, von der Decke gähnte ein Ofenrohr, dem die Fortsetzung fehlte, seit die Kohlen knapp geworden waren, und auf der Erde lagen Strohsäcke mit Lumpen statt Decken. Das war unser Heim. 1,60 Meter Wand kam jedem Gefangenen zu. Der erste Transport hatte es nicht so gut gehabt. Der fand nur Stroh am Abend — und sehr viele Stiche am nächsten Morgen! Wie glänzend war es dagegen in Le Vallice gewesen! — Hilfreiche Hände halfen und borgten allenthalben. In der Schule wurde ein Bett gemietet, und der Schreckenstag ging zu Ende. Am nächsten Morgen war ich, nach furchtbaren nächtlichen Erfahrungen wie zerschlagen, des Kamp und des Daseins müde. Es war mir ganz gleichgültig, daß mir der Gruppenchef einfach den Kaffee vor das Bett setzte. „Anfangs möchte man sich aufhängen", tröstete eine junge Frau, „später gewöhnt man sich daran." So ist es auch.

Warum Espalion Vorzugslager heißt, weiß ich nicht, vielleicht, weil man dort den Vorzug hat, alles selber zu bezahlen. Mit unseren Geldverhältnissen stand es schlimm. Durch die Güte des Herrn S. aus Togo, der uns allen aushalf, konnten wir nun unsere Koffer auslösen. Man braucht für das Kamp eine vollständige Aussteuer; an In-

Digitized by Google

ventar wurde nichts geliefert als ein Teller und ein Blechlöffel, mit dem man nötigenfalls auch schneiden konnte. Für Wascheinrichtung war nicht gesorgt. Doch würde man alles gern ertragen, nur schlechte Gesellschaft nicht, aber darunter gerade litten alle Frauen, denn es ist entsetzlich, Tag für Tag an die widerwärtigsten Menschen gekettet zu sein und ihre Worte hören zu müssen. Dagegen schützt kein Verhängen und kein Verschlag; er erweckt nur die Vorstellung, ein klein wenig getrennt zu sein. Allein ist man nie. Der Einzelne kann es sich sonst im Kamp leichter machen, er braucht nur für sich zu sorgen, und für ihn hat der Franc stets 20 Sous. Anders verhielt es sich mit den armen Müttern, sie waren in dieser Zeit Heldinnen. Man denke sich einen Saal, wo zwischen zehn Frauen und zwanzig Kindern ein Schuhmacher seine Werkstätte aufgeschlagen hatte. Er hämmerte den ganzen Tag, und wenn ihn seine Philosophie verließ, prügelte er seine Frau. In solcher Umgebung sollten nun Kinder spielen, lernen und auch noch gut erzogen bleiben. Früher hatte es ein Eßzimmer gegeben. Bei der Überfüllung des Lagers mußte darauf verzichtet werden. Nur die Soldaten der Wache genossen noch einen solchen Vorzug. Zum Glück war das Wetter lange warm, und der Hof, voll von Steinen und Wäsche-

Digitized by Google

leinen, konnte von den Kindern aufgesucht werden Bis auf das vorzügliche Brot war das Essen kümmerlich. Mittags gab es Kartoffelsuppe, abends Hülsenfrüchte oder Kartoffeln. Die Tischzeiten waren auf 11 und 5 Uhr angesetzt. Der Gruppenchef verteilte aus großen Eimern das Essen in den Zimmern, wie morgens den Kaffee. Man konnte sich jedoch beim Hausverwalter des College um 12 Uhr ein Gericht bestellen, auch hielt die Kantinen-Schwester Obst, Eier und dergleichen feil. — Das Kartoffelschälen zur Mittagssuppe ging gruppenweise reihum und war die einzige gemeinnützige Arbeit der Frauen. Einmal in der Woche gab es heißes Wasser zur Wäsche. Wenn die Pumpe versagte, durfte man an der Quelle vor dem Tore spülen. Das war stets ein Fest, nur nicht für die armen Mütter. Sie blieben immer die Märtyrerinnen des Lagers und hatten gewiß kaum Zeit, über ihr Waschfaß hinweg die Schönheit der Ruine zu empfinden, die seit Richelieus Zeit das Tal beherrscht. Die Landschaft ist herrlich. Zweimal durften wir 6 Kilometer wandern, um Ginster für Besen zu schneiden. Es war ein unvergeßlicher Genuß. Leider ließ man sich höheren Ortes nicht darauf ein, ihn uns öfters zu gewähren. Die Verwaltung war nicht eben streng; sie tat nichts gegen uns, doch auch nichts für

Digitized by Google

uns. Wünsche hatten wir genug. Aber war auch der rechte Mann da, um sie zu vertreten, so fand er kein geneigtes Ohr. Es blieb alles beim alten.

Im Lager sorgten unsere Leute selber für Ordnung und Sauberkeit. Es gab prächtige Menschen darunter, die man hoch achten mußte. Viele, besonders deutsche Kellner, hatten die ersten Schreckenstage in Paris durchlebt, andere waren auf See ergriffen worden. An ihren furchtbaren Schicksalen und Erlebnissen richtete sich der eigene Mut immer wieder auf, wollte er manchmal sinken. Selbstverständlich lief auch viel minderwertiges Volk herum, männliches und weibliches, bis zum Gesindel abwärts, von dem man gern durch Austausch wäre erlöst worden.

Die ersten Briefe von daheim stärkten uns alle in Geduld. Seitdem ließ sich vieles leichter ertragen. An mich kam fast nichts durch, auch die Nachrichten von meiner Kusine waren zu meiner größten Sorge plötzlich wie abgeschnitten. Es war nur ein Vorzeichen für ihre Auslieferung. Bei ihrem ersten Brief aus der Schweiz ging ein Schrei der Freude durch das Lager: Jetzt werden auch wir frei! Trotzdem sollte noch viel Zeit in Sorgen, Kohlen- und Deckennöten vergehen, bis endlich der selige Augenblick des Einpackens kam. Fast schämte man sich seines Glücks vor all den wackeren

Digitized by Google

Leuten, die zurückbleiben mußten. Sie hatten sich so sehr auf ein Weihnachtsfest mit unsern Kindern gefreut. Den guten Weihnachtskaffee bekamen wir aber doch als Überraschung und Abschiedstrunk und sogar noch ein Sträußchen, das zwar jenseits der Schranken gewachsen war. Aber auch dort mußte man danken, man war freundlich zu uns gewesen, und manches Krankensüppchen aus der College-Küche hatte mich gestärkt. — Der Abschied war rührend, es gab Händeschütteln und feuchte Augen. Als ich morgens um 5 Uhr aus dem Tor des Lagers trat, flog eine Sternschnuppe über den Himmel. Beim ersten Schritt in die Freiheit! Winkende Hände, traurige Augen und die ernste Ruine waren das letzte, was wir von Espalion sahen.

Unter Gepäckschleppen, Frieren und Umsteigen ging diese Reise von statten. Sie hatte nur einen Lichtpunkt. Das war der Aufenthalt in Lyon. Dort fanden wir warmes Essen und ein weiches Bett in einem warmen Raum. Wie dankbar fühlte man sich. Alles übrige aber war vom Übel, besonders unsere Transportführer. Ob ihrem Triumvirat der scheußliche Plan der Zolluntersuchung entsprang, weiß ich nicht. Es war ein furchtbarer Augenblick, als in Belgarde die Transporte der übrigen Deutsch-Ost-Afrikaner nach kurzer

Digitized by Google

Begrüßung weiterfuhren und nur wir am Zoll auf das gründlichste und bösartigste durchsucht wurden. Da türmten sich bald Stoffe neben Stoffe, Einkäufe aus England wurden mit afrikanischen Andenken beiseite gelegt; machtlos standen die Opfer dabei! Mit fiebernden Pulsen erwartete man die Grenze. „Pas encore“ sagte der Kommissar höhnisch. Und dann waren wir doch schon auf schweizer Boden, freundliche Menschen, so schien es uns, gingen auf der Landstraße, schon winkte Genf. Der Empfang war Jubel und Trubel für uns. So selig man war frei zu sein, so wenig war man mehr gewöhnt, sich frei zu bewegen. Als ich mich nach unseren französischen Begleiterscheinungen umsah, waren sie verschwunden. Da erst fühlte man sich ganz erlöst. Die Wohltat, die man uns in Genf mit aller Güte und Fürsorge antat, kann nur ganz empfinden, wer selber in Feindeshand war. Ich war wie berauscht vom Gefühl der Freiheit und selig über Brief und Grüße, die mir meine Kusine entgegenschickte. Es war ihr Werk, daß wir hier saßen. In Bern erwarteten uns andere treue Hände, um uns zu hegen und zu pflegen. Wie unendlich viel Dank verdienen alle, die sich unserer annahmen. Nie vergesse ich den Augenblick, als ich Frau v. B., die verehrte Vorsteherin des Frauenbundes, er-

Digitized by Google

blickte. Es war zu schön! Der Frauenbund wollte uns einladen, und das Rote Kreuz hatte unserer gedacht. Dann kamen selige Tage in Luzern. Und doch ging es uns wie dem Reiter auf dem Bodensee. Das Überstandene wollte uns schier erdrücken! Keinen, der gütig zu uns war, werden wir jemals vergessen. Der deutsche Boden war uns fast fremd geworden. Konstanz tat sein Bestes, um ihn trotz der schweren Zeiten für uns froh und festlich zu gestalten. Viele andere sollten auch noch frei werden. Hier sah man, wie dafür gearbeitet wurde. Wie unendlich viele Fäden laufen in der Hand des Delegierten vom Roten Kreuz zusammen, das so viel Gutes tut.

In Konstanz trennten wir uns; nach so langer Zeit liefen plötzlich die Wege gemeinsamer Leidensgefährten auseinander. Ich konnte nicht den Extrazug abwarten und auch nicht am Empfang in Karlsruhe teilnehmen. Ich mußte heim. Am Weihnachtsabend war die Reise durch die Welt zu Ende und das schönste Ziel erreicht. In weichen Mutterarmen durfte ich ausruhen.

Viele fragen mich jetzt, wo es am besten da draußen gewesen sei, bei den Engländern oder den Franzosen. Ich kann nur sagen: „Bei den Deutschen in Ostafrika!“ Möchte es bald wieder unser werden!““ — —

Digitized by Google

Während meine Kusine und die übrigen Internierten nach Espalion überführt wurden, blieb ich noch neun Tage im Grand Hotel in La Rochelle und bekam 600 Franken meines Geldes zurückgezahlt. Am 31. Mai fuhr ich nach Angers ab. Als mein Gepäck eingetroffen war, entdeckte ich drei Tage später, daß mein Koffer in Salzwasser gefallen und alle Kleider vollständig verdorben waren. Ich schrieb sofort an den Kolonialminister in Le Havre, ohne freilich dafür Genugtuung zu bekommen. Dort internierte man mich in der Université catholique. Als ich auf dem Bahnhof ankam, erlebte ich eine heitere Geschichte. Mir trat sofort ein Zeitungsberichterstatter entgegen und wollte mich ausfragen. Ich lehnte das ab und bat den Kommissar, mich von ihm zu befreien. Am folgenden Tage erschien ein langer Aufsatz in der Angers-Zeitung unter dem Titel: „Une prisonnière du Marque". Man beschrieb mich darin als eine typische Deutsche mit enormem Appetit usw.

Die Universität besitzt einen herrlichen Garten; die Zimmer des wundervollen Gebäudes aber waren sehr ärmlich eingerichtet, da sie für Studenten bestimmt waren. Hier waren etwa 18 Personen interniert. Unter ihnen befanden sich einige alte Erzieherinnen, die bereits über 30 Jahre in Frankreich lebten, ferner Deutsche, die als natura-

Digitized by Google

lisierte Franzosen nach 1½ Jahren denaturalisiert waren, sowie ein 79 Jahre alter Herr mit seiner 84 jährigen Frau, einer Belgierin, weiter eine Frau, die das „Unglück" hatte, von einem deutschen Vater abzustammen. Sie war aber in Frankreich erzogen worden, und ihre Mutter und ihre Großeltern waren rein französischer Abkunft. Ihre Schwestern, die kein Vermögen besaßen, waren französisch, sie als die ältere und vermögendere wurde als Deutsche betrachtet.

Das Essen war gut, wenn auch manchmal knapp, und das Haus sauber. Freilich stand ich ganz mittellos da, denn ich besaß nur das Geld, das mir in La Rochelle übriggeblieben war. Zudem hatte ich mir Licht, Seife und andere Kleinigkeiten anschaffen müssen. Alle Versuche, noch etwas Geld zu bekommen, waren vergebens. Als meine Wirtschafterin erkrankte, besaß ich nicht einmal die Mittel, ihr Medizin zu kaufen. Ich schrieb sofort an die Schweizer Botschaft in Paris. Diese teilte mir mit, daß die holländische Botschaft in Le Havre die deutschen Interessen vertrete. Mehrmals wendete ich mich an den französischen Minister des Innern Malvy und an die holländische Gesandtschaft, bekam aber keine Antwort. Die Belgier ließen mich absichtlich ohne jegliche Geldmittel. Wegen der Auslieferung der

Digitized by Google

Frauen und Kinder schrieb ich gleichfalls an die holländische Gesandtschaft und bat, eine Liste der Deutschen nach Berlin zu schicken. Man teilte mir mit, daß die Verhandlungen aufgenommen würden.

Bei meinen Ausgängen in Angers fiel es mir immer wieder auf, wie sich die schwarzen Soldaten benahmen. Nicht selten sah man ein Pärchen Arm in Arm daherkommen: Dicht schmiegte sich der Kopf des schwarzen Ritters an ein weißes Gesicht. Es war zu widerlich.

Im Volke herrschte große Sehnsucht nach Frieden. Urlauberzüge fuhren durch Angers, und die Soldaten sangen die Internationale. Nantes, eine gute Stunde entfernt von Angers, ist fast amerikanisch geworden. Um dorthin oder nach Brest zu gehen, mußte man einen Paß haben. Man sprach nicht mehr von Brest, sondern von Brest-Américaine. Die Engländer saßen in Calais und in Rouen, die Belgier in Le Havre und die Amerikaner in Brest und Nantes. Die Franzosen sagten öfters: „Wenn die Deutschen kommen, werden sie uns alle von diesen Völkern befreien."

Endlich teilte mir die holländische Gesandtschaft im August mit, ich würde bald ausgeliefert werden. Drei Wochen danach erschien eines Tages bei mir ein belgischer höherer Beamter aus Le Havre, der

Digitized by Google

lange mit mir sprach, und zwar in Gegenwart eines internierten deutschen Bankiers aus Paris, den ich gebeten hatte, bei der Verhandlung anwesend zu sein. Jener Beamte versuchte, mir mit allen Mitteln das Versprechen abzunehmen, nichts gegen die belgische Regierung auszusagen. Er begann folgendermaßen: „Madame, Sie wissen, Sie haben etwas getan, wofür Sie bestraft werden müßten." Hierüber lachte ich. Denn ich hatte gehört, daß man viele Tagebücher beschlagnahmt hatte und den Besitzern doch nichts geschehen war. „Sie werden gegen eine belgische Dame, eine Frau Pol. Boel, ausgetauscht."

Nun kam es heraus, daß man mich gegen diese Dame ausspielte. Sie war eine geborene Gräfin Kirchhove, die wegen einer umfangreichen Brieforganisation unter den Soldaten an der Front und unter der Zivilbevölkerung in Brüssel von der deutschen Regierung zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Auch verlangte der Beamte, ich solle versprechen, nichts gegen Belgien zu unternehmen. Ich hüllte mich in Schweigen. Am 7. September erhielt ich den Befehl, abzureisen, da ich am 10. in Genf sein sollte. Der Obersekretär der Präfektur kam und sprach von meinem Gelde, das ich in Genf erhalten würde. Er sagte, ich bekäme nur die Fahrt in dritter Klasse bewilligt;

Digitized by Google

falls ich zweiter fahren wollte, müßte ich es selbst bezahlen. „Sie wissen ganz genau," entgegnete ich, „daß ich nie dritter Klasse gefahren bin. Wenn Sie mich jedoch in die dritte Klasse setzen, werde ich so fahren. Als Frau des Gouverneurs habe ich Anspruch auf die erste Klasse, aber selbst werde ich keinen Pfennig bezahlen. Nur mache ich Sie aufmerksam, daß ich der deutschen Regierung dies sofort melden werde, und Sie wissen, was Sie zu erwarten haben. Seien Sie also nicht überrascht, wenn Ihre Generäle nächstens dritter Klasse fahren müssen."

Er ging fort, und am folgenden Tage erschien er wieder mit 400 Franken und der Mitteilung, daß mir alles bewilligt werde. Er teilte mir weiter mit, daß ich in Genf den deutschen Konsul träfe und gegen eine Belgierin ausgetauscht würde. Der Polizeikommissar von Angers begleitete mich bis Annemasse. Er war gegen mich sehr aufmerksam und liebenswürdig. Als ich in Annemasse ankam, übergab er mich dem dortigen Kommissar. Hier mußte ich von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr morgens des anderen Tages auf dem Bahnhofe warten, dann fuhren wir mit der elektrischen Straßenbahn nach Genf hinein. Er brachte mich über die Grenze wie einen Einwohner von Annemasse, ohne mich in irgendeiner Weise der Schweiz auszuliefern.

Digitized by Google

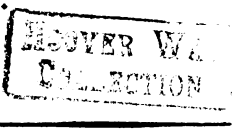
Auf dem französischen Konsulat empfing man mich mit wenig Höflichkeit. Mein Papiergeld wurde mir ausgeliefert, aber ich mußte für mich und meine Wirtschafterin meine Pension in Angers bezahlen. Ich erkundigte mich nach dem deutschen Generalkonsul, er antwortete oder schrie vielmehr: „Ici?“ Ich erwiderte: „Ich frage nach dem, was man mir gesagt hat.“ — Ich nahm sofort ein Automobil und fuhr zum Generalkonsul Geißler; er und seine Frau empfingen mich auf das liebenswürdigste. Soeben waren Telegramme aus Berlin eingetroffen mit der Anfrage, ob er etwas über mich erfahren habe. Nach der großen Abspannung und nach allem, was ich durchgemacht hatte, konnte ich selbst in Gegenwart des Herrn Geißler meine Tränen nicht zurückhalten. Aber nun war ich wieder unter Freunden und brauchte nicht mehr mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen.

Ich blieb im Hotel National einige Tage, um mir einen Paß ausstellen zu lassen, und fuhr dann nach Bern, wo ich eine Besprechung mit Frau Schultheiß über unsere in Frankreich gefangenen Frauen und Kinder hatte. Auch in unserer Botschaft sprach ich vor. Am 17. September fuhr ich nach Deutschland weiter, wo ich nachmittags in Lindau am Bodensee eintraf. Als wir noch auf dem Schiffe waren, brach meine Wirtschafterin

Digitized by Google

in Tränen der Freude aus, die geliebte Heimat wiederzusehen. Auf dem Zollamt behandelte man mich sehr freundlich und liebenswürdig. Am selben Abend noch traf ich bei meiner Schwägerin in München ein.

Ich war tief gerührt und beglückt, zu sehen, wie unsere ostafrikanischen Helden in der Heimat gewürdigt werden.


HOOVER W
COLLECTION

Digitized by Google

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Der Weltkrieg

in seiner Einwirkung auf das deutsche Volk

Herausgegeben von Max Schwarte, Generalleutnant. 521 Seiten. In Originalband M. 16.—

Zum Geleit: Rudolf Herzog / **Das Wesen des Weltkrieges:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Troeltsch / **Kriegsführung:** General d. Inf. Dr. H. Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant Schwarte, Vizeadmiral Freih. v. Maltzahn, Arbeitersekretär Giesberts / **Politik:** Landtagsabgeordneter Dr. Blankenburg, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Schiemann / **Volkswirtschaft:** Geh. Reg.-Rat Oberbürgermeister Dr. Wilms, Handelsredakteur Juhi, Prof. Dr. Wygodzinski, Landrat Rötger, Prof. Schwinning, Prof. Prion, Wirkl. Geh. Rat Prof. v. d. Leyen / **Frauenleben und Frauenarbeit:** Dr. Gertrud Bäumer / **Volkswohlfahrt:** Generalarzt Prof. Dr. Schumburg, Prof. Klumker / **Rechtspflege:** Landgerichtsrat Dr. Bovensiepen / **Geistiges Leben:** Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Faßbender, Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Norrenberg, Prof. Kampf, Chefredakteur Posse, Prof. Dr. Sprengel.

Was der Krieg an einschneidenden Wirkungen dem deutschen Volke auf allen Lebens- und Schaffensgebieten brachte, wie er es zum Umgestalten aller Gedanken und Arbeitsgewohnheiten zwang und wie er in dieser Umgestaltung die Grundlagen schuf und die Wegziele wies für den demnächstigen Neubau, für die Lebensnotwendigkeiten und Zukunftshoffnungen — das alles in einem Bande zusammengefaßt zu schildern ist in dem Buche von führenden Männern aller in Betracht kommenden Berufe unternommen. Kriegsführung zu Lande, zur See und in der heimatlichen Arbeit, innere und äußere Politik, Verwaltung und Volkswirtschaft, Landwirtschaft, Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Gesundheitspflege und Fürsorgewesen, Rechtspflege, Frauenarbeit, Religion und Unterricht, Kunst, Presse und Literatur: jedes Gebiet wird von einer seiner führenden Persönlichkeiten unter dem Gesichtspunkte der Kriegseinwirkung behandelt, verschieden je nach der staats- oder volkswirtschaftlichen Anschauung der Verfasser, aber einig in der Richtlinie der heißen Liebe zum Vaterlande, einig in dem Ziel, daß aus den Kriegstrümmern erstehen müsse ein kraftvolles deutsches Volk, gleichberechtigt in der Welt mit jedem anderen Volke!

In kurzer, prägnanter Darstellung geschrieben, verlangen die Arbeiten zweifellos die Aufmerksamkeit aller Kreise, zwingen zum Meinungsaustausch und werden an ihrem Teil mitwirken, die Grundlagen für das Wiederaufleben der deutschen Art, der deutschen Arbeit und der deutschen Gedanken zu klären, sie im Friedensschluß festzulegen und für Friedensarbeit vorzubereiten.

Digitized by Google

Verlag von QUELLE & MEYER in Leipzig

Die Reichsgründung

Von Geheimrat Professor Dr. E. Brandenburg

2 Bände mit 458 u. 459 Seiten. 3. u. 4. Tausend.

In 2 Geschenkbänden zusammen 14 Mark

„So dürfte das neue Werk über die Reichsgründung recht zeitgemäß und eine wertvolle Begleitung zu dem Akkorde sein, den unser Kaiser in dem bekannten Wort von seinem Verhältnisse zu den Parteien angeschlagen hat! Zeitgemäß kommt das prächtige Werk in jedem Sinne. Gerade in unseren Tagen, wo das „Neue Reich" den schwersten Angriffen ausgesetzt ist, und wo wir sogar ein erweitertes, verjüngtes, veredeltes Reich erhoffen, werden alle Vaterlandsfreunde immer wieder zu prüfen haben, welche Kräfte das Reich aufgebaut, welche seiner Entwicklung entgegengewirkt haben, und — sie heute noch hemmen. Wer das „Neue Deutschland" stützen will, muß die Grundpfeiler kennen, die nicht verrückt werden dürfen, ohne das Ganze in Gefahr zu bringen. So wird das schöne Buch ein sicherer Führer in das geschichtliche und politische Verständnis der Gegenwart sein!" Der Tag.

„Das Brandenburgische Werk ist aber gar nicht nur für die Genossen der gelehrten Zunft bestimmt. Sondern, so glauben wir, für alle guten Deutschen, denen es am Herzen liegt, ihr geeintes Vaterland richtig zu verstehen. Natürlich leuchtet die wissenschaftliche Arbeit immer durch. Schritt für Schritt fühlt man die feste Hand des streng und rücksichtslos urteilenden Historikers, dem die Wahrheit das einzige Gesetz ist und der sich um der Wahrheit willen auch nicht scheut, hie und da eine vielen liebgewordene aber unhaltbare Vorstellung von Personen oder Dingen zu beseitigen ... Man suchte nach einer Führung durch den Überreichtum des angesammelten geistigen Stoffes. Eine solche Führung bietet uns Brandenburg in seinem prachtvollen Buch! Wir durchmessen mit ihm die ganze lange Strecke, die unsere Väter und Brüder im verflossenen Jahrhundert gehen mußten ... Gerade die gedrängte und auf das Wesentliche abgestellte Schreibweise hat uns, um ein Beispiel herauszugreifen, den Verlauf der preußischen Union bis zu ihrem Niederbruch in Olmütz so klar gemacht, wie wir es sonst nirgends erfuhren." Leipziger Tageblatt.

Digitized by Google

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Deutsche Musik

auf geschichtlicher und nationaler Grundlage.

Dargestellt von Prof. Dr. H. Freiherr von der Pfordten

338 Seiten mit Buchschmuck u. 15 Tafeln. Geb. M 9.—.

Ein vortreffliches, mit Herzenswärme und aufrichtiger Vaterlandsliebe einerseits, mit genauer Sachkenntnis und reifer Urteilskraft andererseits geschriebenes Buch, in dem die Beziehungen der Musik zu deutscher Art und Wesen umfänglich aufgedeckt werden. In anregender Weise führt uns der Verfasser durch alle Zeitläufe der Musikgeschichte, würdigt die Bedeutung der Volksmusik und weist insbesondere bei den großen Meistern deren Verdienste um echtes Deutschtum treffend nach, läßt aber auch den kleineren Gerechtigkeit widerfahren. Das geschieht in höchst beredter, allgemein verständlicher Weise, daß der Leser bald zum Verstehenden und Mitfühlenden wird." Der Reichsbote.

Preußens Geschichte

Von Rudolf Herzog.

31. bis 40. Tauf. / 389 S. mit zahlr. schwarzen Bildern v. Prof. A. Kampf / Buchschm. v. Prof. G. Belwe / Geb. M 6.60

„Alle wichtigen Epochen, alle hervorragenden Herrschergestalten sind hier in der fesselnden Erzählungsweise Herzogs, in seinem feinen Stil geschildert. Man weiß nicht, ob man mehr die packenden, feingemeißelten Porträts der großen Preußenkönige oder die dramatisch bewegten Schilderungen der Schlachten von Fehrbellin, von Torgau, Leuthen, Leipzig, Königgrätz oder Sedan bewundern soll. Wie einen Roman, dessen Handlung wir mit Spannung folgen, lesen wir diese Schilderungen, die uns doch Altbekanntes in ganz neuem Lichte und Zusammenhang zeigen. Herrliche Balladen unterbrechen zuweilen den Lauf der Darstellung . . . Alles ist dazu angetan, diese Geschichte Preußens zu einem Volksbuch werden zu lassen." Deutsche Revue.

Digitized by Google

Digitized by Google

HOOVER WAR LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

Digitized by Google

DT 440
S358

1735

Digitized by Google

Digitized by Google